

DISKUSSION

Mythos Krim – nur religiös?

MARA KOZELSKY: *Christianizing Crimea. Shaping Sacred Space in the Russian Empire and Beyond*. DeKalb, IL: Northern Illinois University Press, 2010, 270 S., ISBN-13: 978-0-87580-412-5.

Sei es nun wegen ihrer landschaftlichen Schönheit oder wegen der heroisierten, aber letztlich vergeblichen Verteidigung Sevastopol's im Krimkrieg, die ihre Wiederholung im Zweiten Weltkrieg fand – die Krim war und ist ein bedeutender russischer Erinnerungsort, welcher allerdings nun Teil des ukrainischen Staates ist. Es ist kaum übertrieben festzustellen, dass die genannten und weitere, mit der schönen Halbinsel an der nördlichen Schwarzmeerküste verbundenen Ereignisse im kollektiven russischen Bewusstsein den Urstoff für eine ganze Reihe neuzeitlicher Mythen gebildet haben. Solcher Art Mythos basiert auf historisch weitgehend unstrittigen Fakten, die gleichwohl mit einer spezifischen Bedeutung aufgeladen werden. Im Fall der Krim-Mythen wäre hier beispielsweise die 349 Tage währende Belagerung Sevastopol's im Krimkrieg zu nennen. Bis in die Gegenwart ‚überzeugt‘ dieser Neumythos durch seine Emotionalität, die implizite Vorstellung von einem kollektiven Heldentum eines antizipierten „russischen Volkes“. Gegen die Dekonstruktion solcher und anderer Mythisierungen durch historische Forschungen zeigen sich nationale Mythen in der Regel erstaunlich resistent. Dies gilt auch für einen weiteren zentralen mit der Krim verbundenen Mythos, nämlich den der (angeblichen) Taufe des Großfürsten Vladimir Ende des zehnten Jahrhunderts auf der Krim: Auf den Übertritt des bis dahin – so die Lesart – lasterhaften Vladimir zum Christentum folgte die Christianisierung der Kiever Rus'. Schenkt man der sog. Korsuner Legende aus der „Erzählung der vergangenen Jahre“ („Nestorchronik“) aus dem 12. Jahrhundert Glauben, so ließ Vladimir sich 988 in der byzantinischen Stadt Chersones, unweit des heutigen Sevastopol' gelegen, taufen. In neueren Forschungen wird jedoch davon ausgegangen, dass sich der Großfürst bereits als Christ auf den Feldzug Richtung Süden begeben hat. Ungeachtet dessen ist die Bedeutung des Motivs der Krim als Wiege des russischen Christentums seit dem 19. Jahrhundert elementar für die Legitimierung zarischer Herrschaft über die 1783 annektierte Halbinsel im Schwarzen Meer.

An diesem Punkt setzt Kozelskys Dissertation (University of Rochester/NY) an, indem sie primär aus der Perspektive von Akteuren der Orthodoxen Kirche die Bemühungen um Installierung eines Russischen Athos auf der Krim als symbolischer Bezugspunkt der Orthodoxie nachzeichnet, welche in Folge des Krimkriegs ihren Höhepunkt erreichten. Mit Rekurs auf die angebliche Taufe Vladimirs 988 in Chersones und die Krim als ein Zentrum des Frühchristentums versuchten ihre Protagonisten wie der Erzbischof Gavril (Rozanov) von Cherson und Taurien (1827–1848), das orthodoxe Christentum auf der zu diesem Zeitpunkt noch überwiegend muslimischen Halbinsel zu stärken. Teils mit, teils ohne die Unterstützung staatlicher Stellen wurde vor allem der (Wieder-)Aufbau von Kirchen und Klöstern zur Implementierung einer orthodoxen Infrastruktur betrieben. Mit Hilfe der sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts professionalisierenden Archäologie sollte zudem der ‚Beweis‘ geführt werden, dass die Krim seit dem 3. Jahrhundert durchgehend ein vom Christentum geprägter Ort gewesen sei. Die muslimischen Krimtataren degenerierten in diesem Diskurs

zuweilen zu einer in der Vergangenheit zwangsislamisierten Gruppe, und die russische Annexion wurde als Wiederherstellung eines ursprünglichen Zustandes interpretiert. „Christianizing Crimea“ versteht die Verfasserin als einen umfassenden Ansatz orthodoxer Kirchenführer zur Aneignung eines religiös fremden kolonialen Gebiets. Dabei geht es erstens um die Missionierung der nichtorthodoxen Bewohner auf der multiethnischen Krim; wegen des von der Zarin Katharina II. verfügten und auch von ihren Nachfolgern nicht in Frage gestellten Missionsverbots unter der muslimischen Bevölkerung waren ihr allerdings enge Grenzen gesetzt. Die russisch-orthodoxe Kirche musste sich daran wohl oder übel halten. Die orthodoxe Mission konzentrierte sich deshalb weitgehend auf außerhalb der Kirche stehende Konfessionen wie die der Altgläubigen, Katholiken (z.B. polnischstämmige Grundbesitzer) oder Protestanten (z.B. deutsche Kolonisten). In „Christianizing Crimea“ wird zweitens zudem nach der Ausgestaltung des öffentlichen Raums als orthodox durch die Schaffung einer spezifisch markierten Infrastruktur gefragt; diese erfolgte, wie gesagt, durch die Gründung von Klöstern, Kirchen und die schließlich im Jahr 1860 vollzogene Errichtung einer eigenen Diözese. Diesem erweiterten Ansatz von Christianisierung, der nicht nur den „Kampf um die Seelen“, sondern eben auch den räumlichen Aspekt einbezieht, kann die Rezensentin gut folgen.

In der Einleitung wird u. a. auf die gerade im Fall der russischen Nationsbildung schwierige Grenzziehung zwischen religiösen und säkularen Sphären hingewiesen; hinzuzufügen wäre freilich die nicht minder komplizierte Scheidung zwischen Nation und Imperium, welche ja gerade im Russländischen Reich mit seinem transkontinentalen Ausgreifen ein letztlich ungelöstes Problem darstellte. Gleichwohl gelingt es Kozelsky, die Stellung der Halbinsel innerhalb des multireligiösen Zarenreichs zwischen einzigartig (vor allen Dingen im Hinblick auf ihre Multiethnizität) und typisch (etwa in Bezug auf imperiale Herrschaft und kirchliche Verwaltung) auszuloten. Die Ausgangslage und die Probleme der orthodoxen Hierarchie im Süden des Reiches für das Projekt eines Russischen Athos auf der Krim, das seit den 1830er Jahren unter den Erzbischöfen Gavril und Innokentij Konturen annahm, werden im ersten von insgesamt sechs und in einem Epilog genannten Schlusskapitel gezeigt. Die ethnokonfessionelle bzw. ethnoreligiöse Gemengelage wird dabei knapp skizziert. Im anschließenden recht kurzen Kapitel handelt die Verfasserin in groben Zügen das ab, was man als wesentliche Elemente des russischen Krim-Diskurses im Zarenreich bezeichnen kann. Dazu zählt der Bezug auf die Krim als antikes Taurien, welches dem Russländischen Reich ‚seinen‘ Anteil an dem von den europäischen Oberschichten der Zeit so geschätzten hellenischen Erbe sicherte. Erwähnt wird zudem das Bild eines unter russischer Herrschaft stehenden Morgenlandes, welches seit der Taurischen Reise Katharinas II. von 1787 einen zentralen Topos darstellte. Das dritte Kapitel verortet die Pläne eines Russischen Athos auf der Krim im Kontext übergeordneter, auch außenpolitischer Zielsetzungen. Dazu zählen etwa die Bedeutung der Krim für die sog. Orientalische Frage oder der Bevölkerungsaustausch zwischen Russland und dem Osmanischen Reich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Bekanntlich hatten bereits unmittelbar nach der Auflösung des Krim-Chanats Tausende von Muslimen Zuflucht im Osmanischen Reich gesucht. Sie folgten damit z. T. dem freilich in der islamischen Welt recht unterschiedlich ausgelegten Gebot, nicht im Herrschaftsbereich der sog. Ungläubigen zu leben, z. T. wichen sie aber auch konkreten, zumeist wirtschaftlichen Bedrückungen seitens der neuen Macht. Diese ließ nämlich von Anfang keinen Zweifel daran, dass die Halbinsel, dieses so schöne und auch strategisch so wichtige Kleinod im Schwarzen Meer, ohne die Tataren ‚besser‘, ‚wertvoller‘ oder zumin-

dest ‚sicherer‘ wäre. Wellen von krimtatarischer Auswanderung sind bis in die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts zu beobachten; einen absoluten Höhepunkt erreichten sie aber in den ersten Jahren nach dem Krimkrieg, also in dem Zeitraum, der auch für Kozelsky zentral ist. Die russische Administration förderte den Exodus der Krimtataren, die ihnen als eine illoyale, mit dem Osmanischen Reich oder anderen Gegnern Russlands kollaborierende Bevölkerungsgruppe galt; tatsächlich hatte es – wie später im Zweiten Weltkrieg während der deutschen Besatzung – vereinzelte Überläufer gegeben; in beiden Fällen kann aber von einer Massenkollaboration nicht die Rede sein, verhielt sich die Mehrheit der Krimtataren doch der russischen bzw. sowjetischen Macht gegenüber loyal. Von einer Zwangsvertreibung in Analogie zu den seit der Mitte des 20. Jahrhunderts zu beklagenden Erscheinungen der ‚ethnischen Säuberung‘ kann aber zumindest in zarischer Zeit entschieden keine Rede sein. Tatsächlich verringerte sich aber der Anteil muslimischer Krim-Bewohner dramatisch, und die Halbinsel wurde mehr und mehr ein orthodox geprägter Raum. Im Zuge der Auswanderung des 19. Jahrhunderts sind muslimische Untertanen des Zaren wie die Krimtataren nämlich durch orthodoxe Bulgaren aus dem Herrschaftsbereich der Hohen Pforte ersetzt worden. Zudem riss der Zustrom russischer und ukrainischer Siedler nicht ab. Damit wird zumindest in diesem Abschnitt der Arbeit eine Kontextualisierung der Forschungsfrage in einen größeren Zusammenhang vorgenommen, der insgesamt in dieser Arbeit etwas zu kurz kommt; insbesondere wäre die Frage nach vergleichbaren religiösen Sinnstiftungen in anderen kolonialen Kontexten spannend gewesen.

Die Umsetzung und die praktischen Probleme bei der Errichtung eines Russischen Athos als Symbol der Rechtgläubigkeit und der Legitimität russischer Herrschaft auf der Krim werden im vierten Kapitel behandelt; konkret geht es um den Bau von Kirchen und die Einrichtung von Klöstern mit dem Hinweis auf deren Bedeutung in früheren, vorrussischen Zeiten. Dem Krimkrieg, der in vielerlei Hinsicht eine Zäsur in der russischen Geschichte markiert, ist das fünfte Kapitel gewidmet: Die tätige Unterstützung des Klerus für die ‚heilige russische Sache‘ und die spätestens nun untrennbare religiös-nationale Bedeutung der Halbinsel für das orthodoxe Russland stehen dabei im Mittelpunkt. Die mentalen und realen Folgen des Krimkriegs für die Halbinsel und die Idee des Russischen Athos in den nächsten Jahrzehnten beschreibt das sechste Kapitel: die Beseitigung der umfassenden Zerstörungen kirchlicher Einrichtungen, die der Krieg verursacht hatte, den bereits von Mark Pinson in der 1970er Jahren als ‚demographic warfare‘ bezeichneten Exodus eines großen Teils der muslimischen Bevölkerung (Mark Pinson: *Demographic Warfare. Aspects of Ottoman and Russian Policy 1854–1866*, Ph.D. Dissertation Harvard University 1970), der bereits oben angedeutet wurde, sowie die Rolle des Tourismus und der Massenmedien bei der imperiumsweiten Popularisierung des Bildes einer ‚heiligen Krim‘.

Damit endet der historisch angelegte Teil der Arbeit. Ihm folgt ein in angelsächsischen Arbeiten in den letzten Jahren üblich gewordener Epilog anstelle einer zusammenfassenden, wertenden und analysierenden Schlussbetrachtung. Dies ist im vorliegenden Fall von Nachteil, denn anders als im ersten Teil der Arbeit, der sich durch einen nachvollziehbaren Aufbau auszeichnet, geht es dort doch recht unstrukturiert zu: Die siebenzig Jahre sowjetischer Herrschaft werden mit einem schlanken Satz abgehandelt (‚After seventy years of official atheism in the Soviet Union, Orthodox Christians are reestablishing Crimea as a holy place of the Slavs‘, S. 175). Es wäre durchaus erwähnenswert gewesen, dass die orthodoxe Kirche und ihre Vertreter auch auf der Krim den zeittypischen Bedrückungen ausgesetzt waren: Ende der 1920er Jahre beispielsweise agierte die militante Gottlosenbewegung (die

sog. *Bezbožniki*) auch auf der Halbinsel; Priester wurden verfolgt und die religiöse Infrastruktur nahm großen Schaden, während zumindest bis 1928 Insignien des Islam noch einigermaßen verschont blieben; eine großflächige Verwüstung desjenigen krimtatarischen Kulturgutes, welches den Zweiten Weltkrieg mit der nationalsozialistischen Besatzung, dem Partisanenkampf und der Rückeroberung durch die Rote Armee überstanden hatte, erfolgte dann in der Nachkriegszeit auf Geheiß Stalins. Mit der gewaltsamen Aussiedlung der unter Generalverdacht der Kollaboration stehenden Krimtataren sollten auch die Spuren dieser Nationalität getilgt werden: Krimtatarische Ortsbezeichnungen wurden eliminiert und selbst der Chans-Palast von Bachčisaraj entging nur knapp der Zerstörung, angeblich wegen des bekannten Puškin-Poems „Der Tränenbrunnen“ (*Bachčisarajskij fontan*). Als bemerkenswert wäre überdies hervorzuheben gewesen, dass in sowjetischer Zeit die eifernde Suche nach frühchristlichen Artefakten zwar offiziell keine Rolle spielte, die Krim und insbesondere Chersones aber zu einer der größten archäologischen Ausgrabungsstätten der Union wurde. Die beträchtlichen Funde auch aus frühchristlicher Zeit wurden zum großen Teil nach Leningrad verbracht; zugleich wurde aber auch in Chersones ein Museum aufgebaut, so dass sich auch die zahlreichen Urlauber des „Allunions-Sanatoriums“ der Krim an den Überresten erfreuen durften. Und schließlich gelang 1935 die Freilegung eines der bedeutendsten Grabungsfunde überhaupt – der vermutlich aus dem 6. Jh. stammenden sog. Basilika 1935.

Der Epilog ist im Wesentlichen ein Parforce-Ritt durch die beiden Jahrzehnte nach der Auflösung der UdSSR. Behandelt werden dabei u. a. die Renaissance der Religionen auf dem gesamten (!) ehemaligen Territorium der Union und die extrem komplizierte kirchliche Situation in der Ukraine mit ihren allein drei konkurrierenden orthodoxen Kirchen. Die Konflikte auf der Krim zwischen den sich an Moskau orientierenden russisch sprechenden Bewohnern und den zumeist aus der usbekischen Verbannung heimkehrenden Krimtataren werden genauso kurz dargestellt wie der Widerstand der krimrussischen Bevölkerung gegen den vom bereits wieder abgewählten Sieger der Orangen Revolution, Viktor Juščenko, gewünschten Beitritt der Ukraine zur NATO. Dieser Essay ist für sich genommen anregend, jedoch wird erst auf den letzten Seiten des Epilogs die These von der Wiederaufnahme der bereits im 19. Jahrhundert entwickelten Argumentationsmuster für eine rechtgläubig-russische Krim durch die Ukrainische Orthodoxe Kirche – Moskauer Patriarchat (UOK-MP) und ihre zeitweiligen Konflikte mit Kiev aufgegriffen. Somit kommt eine wichtige Frage zu kurz, nämlich die nach den Kontinuitäten religiös-verbrämter Legitimationen für politisch-territoriale Ambitionen, welche sich gerade am Beispiel konkurrierender nationaler Ansprüche (russischer, krimtatarischer und ukrainischer) auf die Halbinsel Krim anschaulich nachzeichnen ließe. So schließt die Autorin mit dem letztlich wohlfeilen Appell, den in den Jahren seit der Unabhängigkeit der Ukraine zuweilen zum Erliegen gekommenen zwischenreligiösen und zwischenkonfessionellen Dialog aufrechtzuerhalten.

Das Urteil zu dieser über weite Passagen überzeugend argumentierenden Arbeit fällt insgesamt zwiespältig aus. Unstrittig ist, wie bereits oben angeführt, die Plausibilität der Ausgangsthese, dass nämlich der Rekurs auf die rechtgläubige Krim ein wichtiges Element zur Legitimierung kolonialer Herrschaft Russlands über ein muslimisch geprägtes Territorium wurde. Kozelsky arbeitet zudem die immer wieder festzustellende Zurückhaltung weltlicher imperialer Akteure bei der Übernahme dieses Denkmusters heraus, etwa bei dem von 1823 bis 1855 amtierenden General-Gouverneur von Neurussland, Michail S. Voroncov.

Dieser fühlte sich offenbar noch der von Katharina II. postulierten Maxime religiöser Toleranz auch gegenüber den Krimtataren verpflichtet. Er gebot mehr als einmal den Vorstößen orthodoxer Funktionsträger zur Erweiterung von Kirchenbesitz zu Lasten der Krimtataren Einhalt. Ohnehin sah sich dieser hohe Vertreter der zarischen Macht als Verteidiger aller loyalen Untertanen, und seien diese auch, wie die Krimtataren, muslimischen Glaubens. Wiederholt wurden er und andere Beamte von St. Petersburg in dieser Haltung bestärkt (dazu grundlegend A. L. H. Rhineland: *Prince Michael Vorontsov. Viceroy to the Tsar*. London 1990). Zumindest bis in die Regierungszeit Alexanders II. hinein kann von einer vorbehaltlosen Förderung der Rechtgläubigkeit auf der Krim zu Lasten des religiösen Fremden nicht die Rede sein. Selbst danach fällt es schwer, die zarische Politik gegenüber den Angehörigen der ehemaligen Titularnation als dezidiert antitatarisch zu bezeichnen, auch wenn (u. a. religiöse) Homogenisierung erwünscht war. Gerade weil diese Brüche in Diskurs und Praxis und Unstimmigkeiten zwischen Staatsmacht und Vertretern der offiziellen Orthodoxie also von Kozelsky durchaus wahrgenommen werden, verwundert die von ihr angenommene Linearität der Debatten: Zu den Legitimationsstrategien russischer Krim-Herrschaft zählte nämlich beileibe nicht nur das Motiv der christlichen Krim, sondern dazu gehörten noch viele andere Topoi, welche nur selektiv (antikes Taurien, die Krim als russisches Asien) im zweiten Kapitel benannt werden. Beispielsweise findet die im 19. Jahrhundert verbreitete Vorstellung, die Krim sei ein Laboratorium der ‚guten‘ russischen kolonialen Praxis, wo man den westeuropäischen Mächten die eigene Kulturfähigkeit und damit die eigene Überlegenheit als gerechte und fortschrittliche Kolonialmacht demonstrieren könne, nicht einmal Erwähnung. Dies gilt im Wesentlichen auch für die von russischen Autoren mit dezidiert orthodoxem Hintergrund vorgenommenen Versuche, die Krim als uraltes slavisches Siedlungsgebiet zu stilisieren, um auf diesem Wege eine Kontinuität herzustellen und einen kolonialen Akt zu legitimieren. Die hier nur anzudeutende Komplexität des russischen Krim-Diskurses als Legitimationsstrategie hat die Rezensentin 2007 übrigens in einer größeren Arbeit aufgezeigt, welche allerdings wie alle anderen deutschsprachigen Arbeiten zum Thema von Kozelsky ganz souverän ignoriert wurde. Sie befindet sich damit freilich in der immer größer werdenden Gesellschaft englischsprachiger Osteuropahistoriker, welche das Deutsche einfach nicht mehr beherrschen. Zu vermerken ist auch das Fehlen der russischen Interpretation des Krim-Mythos durch A. P. Ljusyj (2007).

Die Verengung auf das eine Motiv der allerdings vielgestaltigen Christianisierung bringt einige weitere Probleme mit sich: So ist beispielsweise der von der Verfasserin immer wieder in ihre Darstellung einbezogene Anteil der Archäologie bei der Durchführung des Projektes des Russischen Athos unstrittig, allerdings waren die Vertreter dieser Profession keinesfalls nur und ausschließlich an den alten christlichen Spuren interessiert. Einem gesamt-europäischen Trend folgend, war dieses recht junge Fach auch begierig, die noch älteren historischen Schichten der Krim-Geschichte (vorchristliche Antike) freizulegen, galt es zeittypisch doch als positiv, über ein ehemals klassisches Territorium zu gebieten. Die Verabsolutierung der These des „Christianizing Crimea“ führt noch zu weiteren Vereinfachungen, etwa in den Kapiteln über den Krimkrieg und die Zeit danach: In der Tat lässt sich bereits in den Jahren 1853 bis 1855 (und später sowieso) feststellen, dass vor allen Dingen orthodoxe Akteure den Krimkrieg als Religionskrieg definierten und die Krim als zentrales Schlachtfeld dieses „heiligen“ Kampfes zwischen der Ostkirche einerseits und den ‚verdorbenen‘ westlichen Zivilisationen andererseits in ihrem Bündnis mit dem Islam deuteten. Dass jedoch die Halbinsel und vor allen Dingen Sevastopol’ seit jener Zeit weitaus mehr

gewesen ist, nämlich die hochemotionalisierte Verkörperung des Leidens und des Widerstandswillens des russischen Volks, bestehend aus Männern *und* Frauen, Ober- und Unterschichten, Kombattanten und Zivilisten, kommt gerade zu kurz. Gerade in diesem Kontext scheint eine Erweiterung des Erklärungsrepertoires zielführend, welche beispielsweise mit dem weiter gefassten Begriff der Sakralisierung (statt Christianisierung) der Krim hätte operieren können. Dadurch wäre die oft kaum auseinanderzuhaltende Trennung zwischen religiöser und nationaler Diktion nachvollziehbar geworden und in den größeren Zusammenhang der auch im übrigen Europa festzustellenden „Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation“ eingeordnet gewesen (vgl. hierzu beispielsweise den gleichnamigen Band von Martin Schulze Wessel (Hg.): *Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation im östlichen Europa*. Stuttgart 2006. = *Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropas* 27). Gleichwohl ist „Christianizing Crimea“ ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der neuzeitlichen Krim, der unter Einbeziehung eben auch deutscher Forschungen noch überzeugender hätte sein können.

Kerstin S. Jobst, Wien

Neue Literatur zur „Stepennaja kniga“

Current Research on the Stepennaja kniga: Consensus, Controversies, Questions

ALEKSEJ V. SIRENOV: *Stepennaja kniga. Istorija teksta*. Moskva: Jazyki slavjanskich kul'tur, 2007. 540 S., Tab., Graph., Abb. ISBN: 5-9551-0212-4.

ALEKSEJ V. SIRENOV: *Stepennaja kniga i russkaja istoričeskaja mysl' XVI–XVIII vv.* Moskva, S.-Peterburg: Al'jans-Archeo, 2010. 547 S., Abb. ISBN: 978-5-98874-051-3.

ANDREJ S. USAČEV: *Stepennaja kniga i drevnerusskaja knižnost' vremeni mitropolita Makarija*. Moskva, S.-Peterburg: Al'jans-Archeo, 2009. 754 S. ISBN: 978-5-98874-039-1.

Three books on the *Stepennaja kniga* offer a closer look at the extensive archival research that went into the recent academic editions of this Muscovite history.¹ Each scholar propounds theories of the *Stepennaja kniga*'s provenance that follow the foundational studies of P. G. Vasenko (1904) and N. N. Pokrovskij (2001),² but greatly expand the paleographi-

1 *Stepennaja kniga carskogo rodoslovija po drevnejšim spiskam*. Red. N. N. Pokrovskij / G. D. Lenchoff. Vol. 1–3. Moskva 2007–2012 (hereafter: SKDS); *Latuchinskaja Stepennaja kniga. 1676 god*. Red. N. N. Pokrovskij / A. V. Sirenov. Moskva 2012; I. JU. JUR'EV *Izvestie o žitii i dejstvach deržavstvujuščich velikich knjazej rossijskich*. Red. D. O. Serov. Moskva 2013.

2 P. G. VASENKO „*Kniga Stepennaja carskogo rodoslovija*“ i eja značenie v drevnerusskoj istoričeskoj pis'mennosti. (Pečataetsja po opredeleniju Istoriko-filologičeskogo fakul'teta Imperatorskago S.-Peterburgskago Universiteta 24-go janvarja 1904 goda). Sankt-Peterburg 1904; N. N. POKROVSKIJ *Tomskij spisok Stepennoj knigi carskogo rodoslovija i nekotorye problemy rannej istorii pamjatnika*, in: *Obščestvennoe soznanie i literatura XVI–XX vv.* Novosibirsk 2001, pp. 3–43.

cal data base for drawing conclusions about the manuscript corpus. This review will first assess their achievements and then briefly discuss outstanding questions.

* * *

A. V. Sirenov's 2007 monograph aims to provide an exhaustive textual history. Chapter 1 surveys the Russian historiography. Chapter 2 lists the manuscripts and offers a typology for their classification. Chapter 3 describes a codex which Sirenov identifies as the archetype of the *Stepennaja kniga*. Chapters 4–7 cover the manuscript groups and subgroups of four primary redactions. Chapter 8 reconstructs the compositional stages of the *Stepennaja kniga*. Chapter 9 surveys the uses and circulation of the *Stepennaja kniga* from the late sixteenth to the early eighteenth centuries. Detailed tables, within the chapters and in seven appendices, list minute similarities and differences in individual manuscript groups, most involving graphemes, lexicon and minor syntactic variants (word-order, etc.) that are not determinate features of any redaction, but could be useful to specialists who wish to study an individual manuscript more closely.

Sirenov's most radical theory, and the centerpiece of the book, concerns the status of the Volkov codex,³ classified by Vasenko as a defective copy of the "usual" first redaction (1904, pp. 85–86). Sirenov identifies seven sixteenth-century fragments of this codex that contain watermarks dating around the same time as the watermarks in the *Čudov* codex, used as the base for SKDS, vols. 1 and 2. The fragments include a partial table of contents, most of the introductory life of Princess Ol'ga and most of the first six "steps" covering the reigns of selected princes of the Moscow dynastic line from Vladimir I (d. 1015) to Vsevolod Jurevič "Bol'shoe Gnezdo" (d. 1212). Sirenov associates six of eleven scribal hands with distinctive editorial operations. The first scribe copied most of a hypothetical protograph. A second scribe added titles to steps and subchapters of steps (on the margins of the manuscript), dates, and introductory and closing paragraphs to each of the extant steps. A third scribe copied the life of Princess Ol'ga, which precedes Step I. A fourth scribe copied the life of St. Evfrosinija of Polock, which concludes Step V. A fifth scribe wrote out a table of contents. Another scribe edited the corrected manuscript. Many marginal and supra-lineal corrections in the Volkov copy are incorporated in the basic text of the two fair copies, the Tomsk and *Čudov* codices. Based on this cumulative evidence, Sirenov concludes that the Volkov codex is the "archetype" for the Tomsk and *Čudov* codices.

While the data that Sirenov culls from this manuscript provides an interesting record of scribal corrections, it is not sufficient to demonstrate his hypothesis that the Volkov codex is the archetype (usually defined as the "lowest common ancestor of the known manuscripts"⁴ but here treated as a synonym of *černovik*, or "rough draft") of the Tomsk and *Čudov* codices. The proofs of priority cut both ways. The very same paleographical facts cited to prove that the Volkov codex was the basis for the two fair copies also prove the reverse process: that the Tomsk and/or *Čudov* codices were used to correct the inadvertent errors, omissions and repetitions of the previously copied text in the Volkov codex. Examination of variant readings in the new edition confirms that all three codices differ only in minor respects and constitute a single redaction. Theories on the compositional stages of

3 RGADA, f. 181, sobr. MGAMID, 185.

4 MARTIN L. WEST *Textual Criticism and Editorial Technique*. Stuttgart 1973, p. 32.

the *Stepennaja kniga* (i. e. that the first version was a *vita* of Vladimir I [pp. 386–387]) and its alleged models (e. g. the Serbian *Danilov zbornik* [pp. 374–376]), which develop ideas proposed respectively by P. G. Vasenko (1904, pp. 218–248) and K. N. Bestužev-Rjumin (1872)⁵, have no textual basis.⁶

* * *

Sirenov's 2010 monograph reprises the theories of the manuscript relationships, models and compositional stages of the *Stepennaja kniga* described above, then presents a more detailed history of its reception and use from the late sixteenth through the eighteenth centuries. Much of this book is synthetic and repetitive, covering material presented in the 2007 monograph. In addition to prolixity and disorganization, Sirenov's book suffers from a tendency toward circular reasoning, unfounded or erroneous generalizations and odd non sequiturs. The treatment of hagiographical writings (chapters 6 and 9) is particularly unreliable. It has long been known that the twelve-volume *menaion* prepared by the priest Ioann Miljutin and his sons between 1646 and 1654 incorporated *vitae* and icon legends from the *Stepennaja kniga*. Sirenov argues that Miljutin and his sons copied these *vitae* directly from the archetype (i. e. the Volkov codex). He supports this claim by pointing to parallel readings and mistakes in the two manuscripts. These include individual words, subtitles ("Prayer", "Tonsure", "Death", "Miracle of") and similar (but not identical) misspellings (pp. 226–228). Since the Volkov codex is incomplete, Sirenov must draw added evidence for parallel mistakes and variants in Steps VII–XVII from a later codex. His comparison of Prince Fedor Rostislavič's *vita* in the *Stepennaja kniga* (chapters 18–21, Step IX) with Fedor's *vita* in the first (September) volume of the Miljutin *Menaion* shows the quality of his argumentation. One sentence in the Miljutin *Menaion vita*, reporting Fedor Rostislavič's marriage to a Jaroslavl' princess, corresponds to a sentence in the Čudov and Tomsk copies of the *Stepennaja kniga* (that hypothetically! originated in the Volkov codex). On this basis, Sirenov asserts that the Volkov codex was most probably the primary source for the Miljutin version, but that there are sufficient differences to call the Miljutin *vita* of Fedor Rostislavič a special redaction heretofore not known to scholars (p. 230). In fact, the version of Fedor Rostislavič's *vita* in the Miljutin *Menaion* is neither new nor derived from the *Stepennaja kniga*, but has been identified in the scholarship as a lightly edited copy of the version in Metropolitan Makarij's *Velikie Minei Čet'i*,⁷ The sentence in question (on Fedor's marriage) was copied from the Nikonovskaja Chronicle compilation, prepared in the 1520s. Other Muscovite anthologies that may have borrowed from the *Stepennaja kniga*

5 K. BESTUŽEV-RJUMIN *Russkaja istorija*. T. 1. Sankt-Peterburg 1872, p. 34, n. 59.

6 Step I does not actually contain a *vita*; cf. SKDS, vol. 3, pp. 30–31. On the models, see W.-H. SCHMIDT *The Serbian Danilov zbornik and the Stepennaja kniga: Toward a Comparative Analysis of their Genres and Functions*, in: "The Book of Royal Degrees" and the Genesis of Russian Historical Consciousness. Ed. by G. D. Lenhoff / A. M. Kleimola. Bloomington, IN 2011, pp. 125–139. (= UCLA Slavic Studies. New Series 7).

7 For a detailed textual comparison, see G. LENHOFF *Early Russian Hagiography. The Lives of Prince Fedor the Black*. Wiesbaden 1997, pp. 170–172 (= Slavistische Veröffentlichungen. Fachbereich Neuere Fremdsprachliche Philologien der FU Berlin 82). See also the classification in B. M. KLOSS *Izbrannye trudy*. Tom 2: Očerki po istorii russkoj agiografii XIV–XVI vekov. Moskva 2001, p. 308.

(for example, the Čudov and Tulupov menaions) are not examined. Foundational research which could have provided important correctives to misperceptions about hagiographical production in this period and the anthologies in question was not consulted.⁸

* * *

Andrej Usačev's magisterial 2009 book refines the conclusions of his predecessors and occasionally challenges them. Chapter 1 provides a comprehensive overview of the historiography. Chapters 2 and 4 deal respectively with the dating and the Uspenskij sobor priest Andrej (later Metropolitan Afanasij), the compiler of the Stepennaja kniga. Chapter 3 looks at the provenance of selected sources. Chapters 5 and 6 consider the book's ideological themes. Usačev agrees with A. A. Zimin (1958)⁹ and David Miller (1979)¹⁰ that the Stepennaja kniga expresses the political views of Metropolitan Makarij and Ivan IV. But he places particular emphasis on N. N. Pokrovskij's interpretation of the Stepennaja kniga as a book offering moral guidance to Ivan IV in order to counter the escalating terror (p. 687).¹¹

The most impressive addition made by this monograph to our understanding of the Stepennaja kniga's first redaction is a rigorous comparative analysis of watermarks and paper on the three earliest known manuscripts, which provides the fullest and most convincing theory of their relationships. Usačev shows that the Tomsk codex, unknown to Vasenko, is written on paper produced and used in Moscow in the mid- to late 1550s, and that its watermarks predate the watermarks on the paper of the Čudov and Volkov codices, which correspond to books produced in 1560 or later (pp. 125–157). Although Usačev does not reject the hypothesis that the Volkov codex was prepared before the two fair copies, the pattern of transmission indicated by his study of the paper provides additional evidence that questions Sirenov's theory of its status. Usačev also located a number of unpublished sources for Step I, including a passage from the Jerusalem patericon and a homily on Vladimir. His many contributions to the academic edition are acknowledged by the editors.

Usačev approaches the corpus as an aggregate of potentially identifiable sources rather than as an original work. His basic premise is that the Stepennaja kniga's erudite compiler selected passages from a wide spectrum of manuscripts and oral legends that represent the most significant writings (*knižnost'*) of Metropolitan Makarij's prelacy (p. 360) rather than from the twelve-volume Velikie Minei Čet'i donated to the Uspenskij sobor c. 1547, which would detract from its representation of Makarij's full tenure. For this purpose, he classifies

- 8 Among the studies which could have provided context, see: D. KRASIN Čet'i minei svjaščennika Ioanna Miljutina, in: Moskovskie universitetskie izvestija (1870), 8, pp. 762–777; (1871), 1, pp. 1–23; V. N. ALEKSEEV Troickij knigopisec German Tulupov, in: Sibirskoe sobranie M. N. Tichomirova i problemy archeografii. Novosibirsk 1981, pp. 120–137; A. EBBINGHAUS Die altrussischen Marienikonen-Legenden. Wiesbaden 1990 (=Veröffentlichungen der Abteilung für Slavische Sprachen und Literaturen des Osteuropa-Instituts (Slavisches Seminar) der FU Berlin 70).
- 9 A. A. ZIMIN Peresvetov i ego sovremenniki. Očerki istorii russkoj obščestvenno-političeskoj mysli serediny XVI veka. Moskva 1958, pp. 86–90.
- 10 DAVID B. MILLER The Velikie Minei Četii and the Stepennaja kniga of Metropolitan Makarij and the Origins of Russian National Consciousness, in: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte. Bd. 26. Berlin 1979, pp. 266–267, 314–317.
- 11 Cf. N. N. POKROVSKIJ Istoričeskie koncepcii Stepennoj knigi carskogo rodoslovija, in: SKDS, vol. 1, pp. 89–119.

five groups: hagiography, chronicles, miscellaneous “other” works, hypothetical written texts and hypothetical oral sources. These groupings overlook or underplay genres arguably central to Orthodox consciousness in Makarij’s time, and well represented in the *Stepennaja kniga*. Liturgical sources (citations from hymns, offices, theological themes) and iconographical sources (the frescoes and etchings in the metropolitans’ *Uspenskij sobor*, the tree of Jesse) documented in the scholarship are left out altogether. Homiletic sources (for example, the eulogies of Boris and Gleb in Step I and the panegyric sermons on the deaths of princes included in almost every step) are placed in the miscellaneous group, which also includes legal charters, monastic rules, a treatise on the alphabet and icon legends (normally considered hagiography) (pp. 282–316). No explanation is supplied for the judgment that a source belongs in the hypothetical (by definition potentially knowable) written or oral group.

It is not Usačev’s intent to discuss the historical themes or literary features of the *Stepennaja kniga*’s sources, but to identify the exact redactions and, where possible, the original manuscripts used by its compiler. Accordingly, he relies on paleographic data supported by internal evidence. In-depth comparative studies of hagiographical, homiletic and theological sources are footnoted, but not directly referenced in the argumentation and almost no textual evidence is supplied for the claims. An example of the approach may be seen in the analysis of Metropolitan Iona’s *vita*, entitled “*Skazanie otčasti žitia ... Iony, mitropolita vseja Rusii*” (chapter 19, Step XIV, SKDS, vol. 2, pp. 190–216). Three textually interdependent redactions of Iona’s *vita* were composed during the prelaty of Metropolitan Makarij. The first version, a eulogistic *vita*, was written for Makarij’s *Velikie Minei Čet’i* in connection with Iona’s glorification in 1547 as one of the Muscovite wonder-working saints. This first version, in the view of most scholars, was revised for the *Stepennaja kniga vita*. Textual comparison shows that the writer added excerpts from chronicles and other tendentious sources in order to reference central themes of Step XIV and the *Stepennaja kniga*’s portrayal of Iona and other holy metropolitans (Petr, Aleksij) as divine protectors of the Tsardom.¹² Usačev rejects these findings. He offers three proofs that the *Stepennaja kniga vita* is a shortened version of a third anonymous redaction (“*Povest’ imat skazanie sobrano otčasti žitia [...] Iony mitropolita vseja Rusii*”¹³). These include watermarks on the earliest copy of the third redaction, indicating that its paper was produced in the late 1550s or early 1560s; an internal textual reference to the year 1556, allegedly supplying a clue that it must have been completed by this year; and the title phrase “*otčasti žitia*”, which he interprets literally as “only a part of” a longer text. All of these features could apply to the reverse theory, that the anonymous redaction is derived from the *Stepennaja* redaction. Here and elsewhere, by focusing on indeterminate minor details, Usačev too often arrives at trivial or questionable conclusions.¹⁴

* * *

12 For the scholarship and sources of individual passages, see SKDS, vol. 3, pp. 297–307.

13 For the text, see: A. S. USAČEV *Žitie mitropolita Iony tret’ej redakcii*, in: *Vestnik cerkovnoj istorii* 2 (2007), pp. 17–60.

14 Comparable criticisms on the source analyses were expressed by S. N. BOGATYREV *Datirovka Stepennoj knigi*, in: *Drevnaja Rus’. Voprosy medievistiki* 50 (2012), 4, pp. 77–94. Cf. the response in A. S. Usačev: *Vremja sozdanija Stepennoj knigi: v prodolženie diskussii*, in: *Drevnaja Rus’. Voprosy medievistiki* 51 (2013), 1, pp. 116–124.

From the preceding review, it should be evident that our next task is to analyze the rich materials placed at our disposal. The annotated commentary in vol. 3 of SKDS identifies all but a few sources, noting whether they were copied verbatim or revised, referencing the scholarship and highlighting ideological revisions of primary historical documents. We now need to determine why the writers of the *Stepennaja kniga* decided to abandon the form of annalistic writing for an experimental step structure with cross-references, and whether some principles guided the extensive rewriting of most borrowed sources. Articles forthcoming in the proceedings of two recent conferences on the *Licevoj letopisnyj svod* (München, 2011) and “Writing and Rewriting Russian History” (Paris, 2012) question the views of Vasenko, Pokrovskij, Sirenov and Usačev on the *Stepennaja kniga*’s purpose, models and literary production. Cross-references between Step I and Step XVII and textual parallels to acts issued in the names of Metropolitan Makarij and Tsar Ivan IV indicate to me that the book was inspired not by the desire to avert further terror, but by the establishment of an eparchy in the conquered territory of Kazan’ (February, 1555), which served the interests of both Church and State. Eastern expansionism is portrayed as providential.¹⁵ Several studies present comparative evidence suggesting that multiple writers worked on the book and that the writers of some later steps made extensive revisions of passages in beginning steps. In one analyst’s opinion most revisions were merely reactive, i. e., ad hoc responses to the wording of the writer’s sources with a heavy reliance on rhetorical formulas and other “semantic ballast”.¹⁶ Another speaks of “a distinctive linguistic strategy” intended to “glorify ‘imperial’ power and demonstrate its religious justification”¹⁷.

In order to test these hypotheses, we will need to extrapolate and analyze patterns employed in the *Stepennaja kniga* to refashion its sources. These include systematic lexical and syntactic substitutions, characteristic grammatical constructions and regular deviations from earlier norms. For original composition, such as the preface, it will be important to identify sources alluded to in central conceptual metaphors and to map distinctive themes in the corpus and in the writings of the period. Such studies, it should be emphasized, add to a broader vision of Russian cultural development. They promise to illuminate dark places in the history of the literary language in the fifteenth and sixteenth centuries and to provide new insights on evolving methods of literary production for this critical transitional work that bridges the medieval and imperial periods and exerts an undeniable fascination in the post-Soviet quest for national identity.

Gail Lenhoff, Los Angeles, CA

- 15 G. LENHOFF Učreždenie Kazanskoj eparchii i proekt sozdanija Stepennoj knigi, in: *Drevnaja Rus’*. *Voprosy medievistiki* 50 (2012), 4, pp. 95–107.
- 16 A. EBBINGHAUS The Compilers of the Old Russian Book of Royal Degrees at Work: How the “Povest’ na sretenie chudotvornago obraza” Was Made, in: “The Book of Royal Degrees” and the Genesis of Russian Historical Consciousness. Ed. by G. D. Lenhoff / A. M. Kleimola. Bloomington, IN 2011, pp. 175–200, p. 198. (= UCLA Slavic Studies. New Series 7).
- 17 V. M. ZHIVOV On the Language of The Book of Degrees of the Royal Genealogy, in: “The Book of Royal Degrees” and the Genesis of Russian Historical Consciousness, pp. 141–155, p. 153.

Papers of a Conference Complementing the New Edition of „Stepennaia kniga“

“The Book of Royal Degrees” and the Genesis of Russian Historical Consciousness – “Stepennaja kniga carskogo rodoslovija” i genesis russkogo istoričeskogo soznanija. Ed. by Gail Lenhoff and Ann Kleimola – Pod redakcijej Gejl Lenhoff i Ėnn Klejmoly. Bloomington, IN: Slavica Publishers, 2011. XV, 348 S. = UCLA Slavic Studies. New Series, 7. ISBN: 978-0-89357-377-5.

Thanks to the efforts of energetic teams of scholars, two great historical compendia produced during the reign of Ivan the Terrible, the *Litsevoi letopisnyi svod XVI veka* or Illustrated Chronicle of the Sixteenth Century and the *Stepennaia kniga* or Royal Book of Degrees, have been published in fine critical editions (*Litsevoi letopisnyi svod*. 24 vols. Moskva: Akteon, 2009–2011; *Stepennaia kniga tsarskogo rodoslovia po drevneishim spiskam. Teksty i kommentarii v trekh tomakh*. ed. N. N. Pokrovskii and G. D. Lenhoff. Moskva: Iazyki slavianskikh kul'tur, 2007–2012). The publication of each of these massive compilations has generated tremendous interest within Muscovite studies, and they have inspired flurries of articles, panels and even entire conferences dedicated to them. In their co-edited volume, Gail Lenhoff and Ann Kleimola present twenty-two essays in English and Russian, the product of an international conference held at UCLA in 2009 dedicated to the first of these two enormous sixteenth-century works. The *Stepennaia kniga*, a sustained celebration of the Rurikid dynasty and its harmonious relationship with the Orthodox Church, reworked the traditional Rus' chronicle by jettisoning the annalistic sequence in favor of a generational organization. Dividing the rule of the Rurikids into seventeen generations or “steps”, the book traced the history of the dynasty from its glorious inception with St. Vladimir to its triumphant zenith with Ivan IV. The essays explore this unique work from multiple angles: philological, literary, linguistic, historical, and most, though not all, of the essays hew closely to the topic at hand.

The collection retains both the vitality and the messiness of a lively conference. The essays are interesting individually, but are somewhat discordant as a whole. The first section offers a variety of compelling but incompatible arguments for various dates of composition. Nikolai N. Pokrovskii, Andrei S. Usachev, Ol'ga D. Zhuravel', Sergei N. Bogatyrev, and Edward L. Keenan each offers a different take on the composition and completion of the work and of the sequence of surviving manuscripts. Most authors attribute the work to the prelate of Metropolitan Makarii in the mid-1550s or early 1560s, or Metropolitan Afanasii in the mid-1560s. Bogatyrev suggests that it did not take stable form until the time of Metropolitan Filipp (1566–1568), and Keenan endorses an even later date during the regency of Boris Godunov. Each of these articles sets out clear and convincing evidence, and the editors leave the pieces to spar among themselves. The dispute over timing wends through the rest of the volume, with adherents to one or another scenario building further arguments based on their own presumptions about dating. A slight majority seems to endorse the position that Metropolitan Afanasii should receive credit as the inspiration and overseer of the project, although Makarii wins supporters as well. Charles Halperin's contribution stands a bit apart from the others in this first section. His essay questions how to properly categorize the *Stepennaia kniga*, often airily described as an “official source”. Halperin proffers a clear-headed taxonomy of types of documents produced in Muscovy and criteria for identi-

fying them. He concludes that: “The ‘Stepennaia kniga’ was unquestionably a church source, but at least until its authorship and evolution have been clarified it would be premature to describe it as official”. (p. 93)

Clustered in Part II are essays on “Models, Function, Language”. David Prestel finds a systematic twist in the Stepennaia kniga’s creative repurposing of passages taken from the Kievan Caves Patericon. The sixteenth-century compilers played down themes of monastic independence and dynastic feuding, and omitted the abbatial rebukes that such discord provoked, and instead recast such moments to emphasize redemptive outcomes. From Prestel’s close reading of the fate of particular passages, we move to A. V. Sirenov’s sweeping vision of a broadly encompassing Orthodox ecumene, including Serbia, Moldova, and Greece, from which the authors of the Stepennaia kniga drew their models and inspiration. Sirenov contends that the novel form and message of the Stepennaia kniga drew on models from this wider Orthodox world, largely funneled through Hilandar Monastery. He identifies a wide variety of visual, architectural, and textual transfers and influences from the Orthodox abroad. This ambitious essay is followed immediately by an equally convincing piece by Wolf-Heinrich Schmidt which contests (while claiming not to refute) one of the central planks of Sirenov’s argument, the role of the Serbian Danilov zbornik as a model for the Stepennaia kniga. Schmidt’s piece contains a valuable overview of the historiographic approaches to the Stepennaia kniga and concludes on an open note, stressing the multiple functions and uses and the variety of readings which the work itself invited. This section concludes with Viktor Zhivov’s examination of “The Language of the Book of Degrees”. A satisfying anchor to the rather mind-spinning set of contradictory and open-ended essays before it, this one offers an entertaining and entirely compelling assessment of the linguistic changes introduced by the authors of the Stepennaia kniga as they reworked their source material. Zhivov finds a consistent predilection for “bookish syntactic constructions” used “as stylistic devices to mark particularly solemn passages”, and for arcane forms piled on top of each other “irrespective of grammatical correctness”. (p. 141) Intriguingly, he suggests that the compilers developed a “distinctive linguistic strategy intended for a new kind of historical narration”. (p. 153)

Zhivov’s observation on historical narrative moves the book smoothly to the third part, titled “Narratives and Counternarratives”, which opens with Gail Lenhoff’s study of “Politics and Form”. Accepting the Makarian date for the composition, Lenhoff situates the work in the context of Ivan’s conquest of Kazan. The Stepennaia kniga, she says, shows the fulfillment of a divine plan for Russia, by representing the conquest and putative “reconquest” of territories under the scepter of the Orthodox princes. Lenhoff argues that the work was structured “to project the triumph of Ivan’s eastern policy onto Russia’s past and to interpret that past as a new Triumph of Orthodoxy”. (p. 174) Andreas Ebbinghaus’s essay on the Tale of the Meeting of the Wonder-Working Icon of the Vladimir Mother of God also highlights the importance of the theme of Orthodoxy’s triumph over anti-Christian foes in the east. Janet Martin picks up a similar thread, showing how the Stepennaia kniga flattens the figure of Shah Ali, last khan of Kazan, in order to celebrate the prophesied reign of the son of Vasili III in Kazan. This piece is another in Martin’s series of gems on Muscovite-Tatar relations. Hopefully she will publish a collection someday soon. Part III closes with Ann Kleimola’s moving reexamination of the role of the Staritskii family, especially of the much-maligned Efrosin’ia, in the politics of Ivan’s court and as cultural patrons. Full of sur-

prises, the article shows the way the *Stepennaia kniga* itself employed “ellipsis and elision” (p. 247) to suppress the story of Staritskii treachery.

Tucked in and among the rest are several essays that have little or no obvious connection with the *Stepennaia kniga*, but are valuable in their own right. Among these is A. A. Gorskii’s fascinating and original take on “territorial-political changes in Rus’ in the XIV–XV centuries”. In the short space of fifteen pages, Gorskii upends most entrenched beliefs about the transition from the Golden Age of Kiev Rus’ to the “period of feudal fragmentation”, arguing that we have misconstrued both.

Part IV shifts to examinations of “Culture of Commemoration and Patronage” both within and beyond the *Stepennaia kniga*, starting with Pierre Gonneau’s study of the text’s layered representation of St. Sergius. Appearing repeatedly in Steps 14–17, St. Sergius grows in stature and changes in function from friend and mentor to princes to protector of the land, link to the Theotokos, and miraculous provider of a princely son and heir. David Miller’s essay on the culture of commemoration at the Trinity Monastery explores the general preoccupation with genealogy among Orthodox Muscovites, a preoccupation expressed clearly in the *Stepennaia kniga*. Daniel Kaiser’s quantitative study of the appearance of various icons in the wills of Muscovite testators also connects only tangentially with the topic but contains important information on the saints who actually enjoyed popular veneration.

A catchall final section, vaguely entitled “Religion and Governance”, opens with Robert Romanchuk’s erudite investigation of the question “how did an Orthodox ruler read history”. (p. 305) The answer seems to be that he did so through Pauline typology and the Platonizing teachings of Dionysius the Areopagite. In the following piece, David Goldfrank discovers legacies of the hesychastic ideas of Iosif Volotskii and Nil Sorskii as they took shape in the *Stepennaia kniga*. Somewhat adrift in this collection, the two closing essays take the story, such as it is, into the eighteenth century and beyond. Assuming the *Stepennaia kniga* was meant to offer moral guidance to the ruler (a premise which a number of the essays dispute), Elise Kimerling Wirschafter presents the teachings of Father Platon (Levshin) as a continuation, in Enlightenment garb, of traditional clerical models of religious-moral guidance and commitment to Christian rulership. Nancy Shields Kollmann follows Wirschafter’s lead by surveying the large body of historical research on the importance of advice and moral instruction in Muscovite political ideology, but, she points out, we have no firm basis for assuming that the *Stepennaia kniga* served such a function. She further reminds us of the dearth of evidence on the ways that texts were actually read or used. “The greatest challenge facing those of us who care about such fascinating sources as the *Stepennaia kniga*”, she writes, “would be to explore how they were used”. (p. 347) Kollmann’s note of caution puts an appropriate question-mark at the end of this argument-rich, informative, and somewhat unruly volume on a major monument of Muscovite literary production.

Valerie A. Kivelson, Ann Arbor, MI

REZENSIONEN

DIRK UFFELMANN: *Der erniedrigte Christus. Metaphern und Metonymien in der russischen Kultur und Literatur*. Köln [u.a.]: Böhlau, 2010. XI, 1046 S. = Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Reihe A: Slavistische Forschungen, 62. ISBN: 978-3-412-20214-9.

Dirk Uffelmanns kultur- und literaturwissenschaftliche Arbeit, die 2005 an der Universität Bremen als Habilitationsschrift vorgelegt wurde, eröffnet ein „Panorama altostslavischer, russischer und sowjetischer Kenosis-Vorstellungen“. Als „Kenosis“ (eigtl. „Entleerung“) wird in der Sprache der Theologie die Selbstentäußerung Christi bezeichnet, d. i. der Verzicht des Gottessohnes auf die göttliche Herrlichkeit zugunsten des Daseins als Mensch in Sklavengestalt. Der Begriff geht auf den Christushymnus zurück, den Paulus in seinem Brief an die Philipper zitiert und der die Erscheinung Christi als Doppelbewegung der Erniedrigung und nachfolgenden Erhöhung beschreibt (Phil 2,6–11). In metaphorischen und metonymischen Ausgestaltungen hat sich dieses christologische Modell, wie Uffelmann im Anschluss an Georgij Fedotov zeigt, in der russischen Kulturgeschichte „ausgefaltet“ und in „Fleisch, Bild und Wort“ vielfältig materialisiert.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile: einen christologisch-rhetorischen Teil, der den Diskurs der kenotischen Christologie mit Mitteln der Rhetorik, der Zeichen- und Sprechakttheorie analysiert; einen kulturhistorischen Teil, der die Entwicklung des kenotischen Modells in der russischen Geschichte vom 9. bis ins 20. Jahrhundert nachzeichnet; und einen literaturanalytischen Teil, der fünf ‚weltliche‘, christentumsferne Texte aus der russischen und sowjetischen Literatur auf kenotisch-christologische Strukturen hin untersucht.

Der erste, präliminarische Teil setzt beim Philipperhymnus an und bietet einen vom kulturgeschichtlichen Zusammenhang weitgehend abgekoppelten „Parcours durch die kenotische Christologie“. Besondere Berücksichtigung finden die dogmatischen Streitigkeiten der Alten Kirche und die Entscheidungen der Ökumenischen Konzile. In deren Kontext werden die antirhetorischen Implikationen der kenotischen Christologie herausgearbeitet, die in der Rhetorikkritik des Paulus wurzeln und sich in einem „antirhetorischen ‚Realismus‘“ und einer „Rhetorik des Paradoxes“ äußern. Letztere ist namentlich bei Kyrril von Alexandrien ausgeprägt, dessen „Paradox von Niedrigkeit und Höhe mit Zeitneutralisierung“

sich auf dem Konzil von Chalkedon durchsetzte. Im dogmatischen Paradox, „das die Ökumenischen Konzilien im Rückgriff auf das paulinische Kenose-Motiv definierten“, sieht Uffelmann „das unsichtbare Zentrum“ der orthodoxen Christologie (S. 144). Im Anschluss an diese These liefert er einen semiotischen Aufriss der Materialisierungen der Christologie in Habitus, Leib, Bild und Wort (S. 174–241).

Der zweite Teil untersucht, in welchen Überlieferungsmedien sich das christologisch-kenotische Modell in Russland verbreitete und welche Wandlungen es dabei durchlief. Kenotische Muster von Christus über Christusmetonymien zu Christusmetaphern werden in folgenden Gattungen und Praktiken eruiert: in der sakralen Literatur und ihren säkularen Transformationen, in der Theologie und Religionsphilosophie, in der liturgischen und alltäglichen Praxis sowie in der orthodoxen Ikonographie und weltlichen Malerei (S. 272–449). In seinem „Medienparcours“ zeichnet Uffelmann u.a. nach, wie sich aus der dogmatischen und asketischen Übersetzungsliteratur in der russischen Theologie ab dem späten 18. Jh. eine kenotische Christologie entwickelte, deren privilegierter Ort am Rande der Kirche lag. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Autor der kenotischen Dimension im Denken von (Laien-)Theologen und Religionsphilosophen wie Chomjakov, Bucharev, Solov’ev, Tareev und Bulgakov. Ihnen verdankt die russische Kenotik ihren größten Aufschwung, bevor ihre Welle nach der sowjetischen Zäsur wieder abebbte. Ein eigenes Kapitel ist dem Trägermedium „personales Exempel“ gewidmet (S. 455–591): Dazu gehören kenotische Habitusmodelle von Märtyrern und Leidenden, Mönchen und Asketen, inoffiziellen und antioffiziellen Christusnachfolgern sowie von „Opfern als Tätern“ und „Tätern als Opfern“ (Heroen, Herrschern, Soldatenmönchen und Revolutionären). Zwischen den traditionellen christlichen und den revolutionären, christentumsfernen Habitusmodellen stellt Uffelmann keinen Geschichtsbruch fest. Stattdessen plädiert er für eine „säkular-sakrale Doppellesbarkeit“ und zeigt, dass weder in der Zaren- noch in der Sowjetzeit eine klare Trennlinie zwischen revolutionär-sozialistischen und christologisch-kenotischen Deutungsmustern bestand. Die Geschichte des Kenosis-Modells beschreibt er als einen „Prozess der ‚Entähnlichung‘“, der vom sich erniedrigenden Christus im Philipperbrief über Mönchsheilige bis zu atheistischen Revolutionären führt und sogar das paradoxe Phänomen von Mördern einschließt, welche die Nachfolge des

ermordeten Christus für sich in Anspruch nehmen (S. 578).

Der dritte Teil schließlich behandelt christen-tumsferne Texte aus der weltlichen russischen Lite-ratur des 19. und 20. Jahrhunderts und versucht an ihrem Beispiel zu zeigen, dass die (sozialistischen) Gegenströmungen in einer nicht-offiziellen Weise am christologischen Modell partizipierten. Unter-sucht werden kenotische Figuren aus folgenden fünf Werken: Černyševskijs sozialistischem Thesenro-man „Was tun?“ (1863), Gor'kij's proletarischem Bildungsroman „Die Mutter“ (1907), Nikolaj Ostrovskijs sozrealistischem Musterroman „Wie der Stahl gehärtet wurde“ (1935), Venedikt Erofeevs Al-koholiker-Poem „Moskau-Petuški“ (1969) und So-rokins konzeptualistischem Text „Marinas dreißigste Liebe“ (1984). Anhand dieser Texte demonstriert der Verfasser, dass das kenotische Muster auch in nichtchristlichen Bereichen der russischen Kultur produktiv geblieben ist und im weiten Feld von Ha-bitus und Rhetorik „säkular-christliche Doppellesar-ten“ ermöglicht.

Uffelmann ist es gelungen, Fedotovs These von der russischen kenotischen Tradition in unterschied-lichsten Bereichen der russischen Kultur zu belegen und innovativ weiterzuführen. Seine Arbeit beein-druckt durch umfassende Gelehrsamkeit, ein breites Spektrum an Materialien, eine enzyklopädische Fül-le von Informationen sowie eine theoretisch und methodisch reflektierte Basis. Der wesentliche For-schungsbeitrag liegt im Aufzeigen der vielfältigen Transformationen, die das kenotische Modell in der russischen Kulturgeschichte durchlief, und damit im Nachweis der Relevanz des Themas auch für säku-

larisierte Bereiche der russischen Kultur. Jedoch dürfte Uffelmanns „unähnliche Fortschreibung“, bei der die *tertia comparationis* wechseln und die funk-tionalen Analogien mit genealogischen Verbindun-gen zusammengedacht werden, für manche Histori-ker eine Provokation darstellen. Denn sie spannt einen abenteuerlichen Bogen von der Kenosis Christi im Philipperbrief bis zu Marinas „kenoti-schem Orgasmus“ in Sorokins Text. Mögen solche „ähnlich-unähnliche Bezüge“ auch originell und be-gründet sein, sie erscheinen letztlich gar weit herge-holt.

Als nicht unproblematisch erweist sich auch die Unschärfe mancher Termini, z. B. der Begriffe „Rhetorik“ und „Antirhetorik“, die zuweilen miss-verständlich verwendet werden (u. a. in Bezug auf Paulus, der sich wohl kaum gegen die Rhetorik *in genere* wandte, sondern gegen bestimmte Praktiken und Methoden antiker Rhetoren und Sophisten). Ferner empfiehlt es sich, die „Selbsterniedrigung Christi“ nicht als „Dogma“ (S. 54), sondern als „Theologumenon“ zu bezeichnen. An die Leser stellt die Darstellung schließlich hohe Ansprüche: Sie ist terminologisch dicht (bes. in Kap. 2), verliert sich mitunter in Details und Nebensächlichkeiten, ist in viele, z. T. nur lose zusammenhängende Unterkapitel zerstückelt, bietet keine Zusammenfassungen und ist mit rund tausend Seiten zu lang geraten. Doch lässt sich das Buch auch auszugsweise lesen, vor allem der dritte Teil, dessen Textanalysen unge-achtet der christologischen Bezüge sehr gewinnbrin-gend sind.

Christian Münch, Bern

CHRISTOPH SCHMIDT: Vom Messias zum Prolet. Ar-beiter in der Kunst. Stuttgart: Steiner, 2010. 116 S., 16 Abb. ISBN: 978-3-515-09808-3.

Der Arbeiter – ein kräftiger Mann unbestimmten Al-ters, mit Hemd und einem Arbeitskittel bekleidet; sein Werkzeug – ob Hammer, Schaufel oder Press-lufthammer – in den Händen haltend oder sich dar-auf stützend; dazu noch eine (rote) Fahne, die vor der weit im Hintergrund aufgehenden, eine bessere Zukunft verheißenden Sonne im Wind weht. So das international verbreitete und häufig verwendete Bild „des Arbeiters“ beispielsweise anlässlich der Feiern zum 1. Mai. In der visuellen Propaganda des nach-revolutionären Russlands übernahm die Arbeiter-klasse vielfältige Aufgaben, wie die direkte Verteidi-

gung des Landes oder auch die Unterstützung der Roten Armee im Hinterland durch die Aufrechter-haltung der Produktion und den weiteren Abbau von Bodenschätzen. So ringt etwa im Plakat „Der Kampf des roten Ritters mit der dunklen Macht“ von Boris V. Zvorykin (Moskau 1919) ein Schmied, lediglich mit einem Hammer bewaffnet, sowohl den „weißen“ als auch den schwarzen Ritter, den Vertre-ter des Kapitals, nieder. Nach dem deutschen An-griff auf die Sowjetunion 1941 kämpfte auf den wie-der auftauchenden Propagandaplakaten abermals ein Arbeiter gemeinsam mit dem Rotarmisten gegen die neue Gefahr aus dem Westen. So wenig sich sei-ne Attribute, meist Hammer und Amboss, in der sowjetischen Propaganda in den etwas mehr als 25 Jahren seit der Oktoberrevolution gewandelt hatten,

umso mehr änderte sich das Erscheinungs- und Gesamtbild des Arbeiters selbst.

Nachverfolgen lässt sich dies mit Hilfe der hier zu besprechenden Untersuchung „Vom Messias zum Prolet. Arbeiter in der Kunst“ von Christoph Schmidt. Darin analysiert der Autor das so vielfältig und unterschiedlich gestaltete Motiv des Arbeiters, beginnend bei Gustave Courbets „Die Steineklopfer“ von 1849 (S. 119) bis hin zu Frida Kahlos „Der Marxismus heilt alle Kranken“ von 1954 (S. 132). Als Untersuchungsgegenstände wurden Werke aus Frankreich und der Sowjetunion gewählt, wobei auch am Beispiel zweier deutscher Künstler – Adolph Menzel und Heinrich Vogeler – Interdependenzen zwischen den Darstellungen in diesen Ländern nachgewiesen werden. Nach einer Einleitung zu „Politisierung und Malerei“ (S. 7) analysiert Schmidt in acht Kapiteln verschiedene Bilder von Arbeitern, meist anhand eines repräsentativen Künstlers wie Vladimir Krinskijs oder einer Stilrichtung wie des Sozialrealismus. Hierbei reicht seine Beschreibung von der provokativen Wirkung des ersten Arbeiterbildes bis zum Niedergang dieses Motivs, nachdem sich „der Arbeiter“ der Konnotation mit dem Schmutzigen entledigt hatte und zur Ikone stilisiert worden war. Dabei legt Schmidt Wert darauf, dass bei jeder Analyse drei Elemente Beachtung finden, „der Entstehungskontext“, „der Wandel des Motivs“, und die „interessanteste Ebene [...], wo Ideologie endet und Psychologie beginnt“ (alle drei Zitate S. 11).

Im Anhang findet sich neben einem Abbildungsverzeichnis ein die wichtigsten Titel umfassendes Literaturverzeichnis. Abgerundet wird das Buch durch zehn Abbildungen und Fotografien im Fließtext sowie einen Tafelteil, in dem 16 der hauptsächlich besprochenen Werke in sehr guter Qualität far-

big abgedruckt sind.

Den Scheitelpunkt in der Darstellung des Arbeiters sieht Schmidt richtig nach der Oktoberrevolution in Russland 1917. Daher überrascht es, dass die Darstellung auf den Propagandaplakaten und ROSTA- bzw. GPP-Fenstern beispielsweise von Viktor N. Deni oder von Dmitrij S. Moor keine Beachtung gefunden hat, gerade weil dort die Grenze zwischen Kunst und Propaganda fließend verläuft. Wandelte sich die visuelle Umsetzung des Proletariers nicht auch in diesem Medium? War nicht auch hier eine „ideologisiert[e]“ (S. 8) Figur anzutreffen? Und repräsentierte nicht auch im Plakat „der Arbeiter“ die zentrale Figur für den Aufbau des Landes in der Zeit zwischen dem Bürgerkrieg und dem „Großen Vaterländischen Krieg“?

Doch sollen diese Anmerkungen, die auch dem persönlichen Interesse des Rezensenten an dieser Form der visuellen Umsetzung von Inhalten für eine zum größten Teil illiterate Bevölkerung geschuldet sind, den Wert dieses Buches nicht schmälern. Insgesamt bietet die zudem unterhaltsam zu lesende Untersuchung kenntnis- und detailreiche Beschreibungen der gewählten Werke und einen tiefen Einblick in das so wandelbare Motiv des Arbeiters, an welchem sich über kunsthistorische Zusammenhänge hinaus auch Aussagen über die wechselnden politischen Situationen in Frankreich und der Sowjetunion treffen lassen. Wie sehr sich Kunst und Künstler mit einer Politisierung auseinanderzusetzen hatten, diese Annahmen oder subversiv unterliefen wie Pavel Filonov, davon zeugt auch das Bild „des Arbeiters“. Die Entwicklung „vom Messias zum Prolet“ hat Schmidt überzeugend und eindrucksvoll aufgezeigt.

Ernst Wawra, Göttingen

OL'GA A. GAVRILOVA: Zemstvo i revoljucija: 1917 god v Petrogradskoj gubernii [Zemstvo und Revolution: Das Jahr 1917 im Gouvernement Petrograd]. S.-Peterburg: Izdat. SPbGU, 2009. 255 S., Abb., Tab. ISBN: 978-5-288-04885-2.

Diese Monographie ist ein Beispiel dafür, dass der erste Eindruck trügen kann. Wer nur die Einleitung liest, wird die Darstellung als wenig überzeugend zur Seite legen, ist sie doch jahrzehntelangen Traditionen verpflichtet und atmet ungeachtet einiger modischer Accessoires wie der Terminologie der Zivilgesellschaft noch den alten Geist. Die Petersburger

Historikerin entwickelt keine Fragestellung, keine die Darstellung strukturierende These und nimmt als Gegenwartsbezug ein aus dem Jahr 1995 stammendes Föderationsgesetz zu den Prinzipien der lokalen Selbstverwaltung. In dieses Bild passt, dass sich Gavrilova an atavistischen Vorstellungen Aleksandr Solženicyns, der einem ständisch-korporativem Aufbau der lokalen Selbstverwaltung das Wort redete, abarbeitet, ohne aber dessen krude Gedanken zu interpretieren und zu kommentieren. Dies erinnert an die Sowjetzeit, als Lenin die inappellable Referenzkategorie war. Auch die Auseinandersetzung mit der Forschung, zu einem gut Teil Darstellungen

und Positionen der Sowjetzeit, ist wenig substantiell und spart mit Kritik.

Die Darstellung basiert auf zwei Quellengattungen. Neben den einschlägigen Archiven in Moskau und St. Petersburg sind insbesondere Periodika herangezogen worden, die Fragen der Selbstverwaltung gewidmet sind oder sogar von deren lokalen Gremien publiziert wurden.

Die Monographie besteht aus zwei Teilen, deren erster sich mit dem Verhältnis von ländlicher Gesellschaft und Staat in den Jahren 1917–1918 beschäftigt. Dieser behandelt zuerst die nach der Februarrevolution beginnende Demokratisierung der Selbstverwaltung auf der Basis eines allgemeinen, geheimen, gleichen und direkten Wahlrechts. Dann wird die Bedeutung des sog. „dritten Elements“, also der in qualifizierten Funktionen beschäftigten Angestellten der Zemstva, unterstrichen. Es folgt ein Abschnitt, der den sog. „kleinen Zemstvo-Einheiten“ in den Amtsbezirken und damit viel unmittelbarer an der bäuerlichen Basis gewidmet ist. Schließlich werden die Bedeutung allgemeinpolitischer Fragen und die Folgen des Oktoberumsturzes, die Gründung eines Volkskommissariats für lokale Selbstverwaltung mit dem linken Sozialrevolutionär V. E. Trutovskij an der Spitze, behandelt. Der zweite Teil thematisiert einerseits zentrale Aufgabenbereiche der Zemstva und erörtert andererseits die wachsenden Probleme der Finanzierung. Als eine ihrer ersten Maßnahmen überantwortete die Provisorische Regierung bereits am 5. März 1917 den Zemstva neben der Steuereintreibung wichtige polizeiliche Funktionen.

Gavrilovas Gliederung wirkt beliebig. Es kommt mehrfach zu Überschneidungen, da beide Teile Reformen ebenso erörtern wie die „Auflösung“ bzw. das Verhältnis der Zemstva zu den Sowjets.

Wer so negativ eingestimmt mit der Lektüre fortfährt, wird indes alsbald eines besseren belehrt; denn die Autorin versteht es überzeugend, die heterogenen Resultate des politischen Wandel innerhalb des Gouvernements Petrograd aufzuzeigen. Während in einigen Kreisen die Demokratisierung der Zemstva durch Kooperation mit unterschiedlichsten Institutionen bzw. durch Kooptation einzelner ihrer Repräsentanten ohne viel Aufhebens gelang, verweigerte beispielsweise das revolutionäre Volkskomitee in Schlüsselburg, das sich vorwiegend aus Repräsentanten der Kreisstadt und aus Arbeitern der dortigen Pulverfabrik rekrutierte, nicht nur jede Kooperation mit den alten Zemstvo-Eliten, sondern es inhaftierte

sogar die Zemstvo-Exekutive sowie die städtische Polizei. Dies rief die Provisorische Regierung auf den Plan, die rechtsstaatliche Prinzipien einforderte und eine Inhaftierung, die nicht auf Anordnung der Justizbehörden erfolgt war, nicht billigen konnte. Dieser formaljuristische Standpunkt empörte wiederum das revolutionäre Volkskomitee, das sich gegen jede Einmischung von außen verwahrte, klare Autonomiebestrebungen verfolgte und die Provisorische Regierung mit einer bemerkenswerten Bandbreite von Vorwürfen überhäufte, die von der Verletzung revolutionärer Gesetzlichkeit über die Proklamation zahlloser temporärer Verfügungen bis hin zu den Stigmatisierungen als „bourgeois“, „kapitalistisch“ und „reaktionär“ reichten. Anfang Mai 1917 griff der Petrograder Sowjet in diesen inzwischen lodernen Konflikt ein und beklagte vor allem die anhaltende ökonomische und soziale Krise sowie das Fehlen einer Machtvertikale. Zu bedauern ist, dass Gavrilova diese exemplarische Schilderung abbricht, ohne den Faden später wieder aufzunehmen (S. 26–29).

Gelungen sind Gavrilovas Ausführungen über die Wahlen zu den Zemstva in den Amtsbezirken, mit denen gleichsam das Fundament des ländlichen Instanzenzuges der Selbstverwaltung, das die *zemcy* seit Jahrzehnten eingefordert hatten, gelegt werden sollte. Ihren Wünschen trug die Provisorische Regierung am 21. Mai 1917 mit einem Gesetz Rechnung. Wegen der umfanglichen Vorarbeiten – Wählerverzeichnisse mussten erstellt, Wahlkomitees konstituiert, Wahlen organisiert und Wahlurnen bereitgestellt werden – wurden die Wahlen auf Ende August anberaumt. Die Resultate waren aufschlussreich. Auch sechs Monate nach der Februarrevolution war die dörfliche Bevölkerung – die jungen Männer waren im Krieg – mehrheitlich keineswegs politisiert. Politische Parteien waren nicht flächendeckend präsent und ihre Broschüren wurden angesichts mangelnder Lesefähigkeit nur partiell rezipiert. Das Interesse der Bevölkerung zu wählen hielt sich im Gouvernement mit einer Wahlbeteiligung von 37,4 % in Grenzen. Auch die Bereitschaft, ein unbezahltes Ehrenamt zu übernehmen, war gering. Ungeachtet diverser Vorbehalte der bäuerlichen Bevölkerung gegenüber Angehörigen der Intelligencija, die im Verdacht gemeinsamer Interessen mit der Zensusgesellschaft standen, erhielten die *intelligenty* zahlreiche Stimmen und bekleideten nicht selten den Posten des Versammlungsvorsitzenden im Amtsbezirk. Auffällig aber war, dass in der überwiegenden

Mehrheit der Fälle Bauern das Amt des mit der praktischen Politik beauftragten Vorsitzenden der Exekutive ausübten. Gavrilova interpretiert dies mit ausgeprägten bäuerlichen Vorbehalten gegenüber „Fremden“ bzw. Nichtbauern (S. 41–42, 57). Ende September 1917 hatte erst ein kleiner Teil der neuen Körperschaften seine Arbeiten aufgenommen. Die Institutionen wurden zu spät ins Leben gerufen, um an der ländlichen Basis Wurzeln zu schlagen und somit eine uneinnehmbare Bastion gegen das rätedemokratische Modell bilden zu können.

Detailliert erörtert Gavrilova die zunehmend prekäre Finanzlage der Zemstva im Verlauf des Revolutionsjahres, was die lokalen Selbstverwaltungsorgane entweder vor große Schwierigkeiten stellte oder sie partiell sogar zur Handlungsunfähigkeit verurteilte. Das Zemstvo von Gdov musste im Mai 1917 dringende Zahlungen in Höhe von 150.000 R. leisten – dem standen aber lediglich Einnahmen von 7.500 R. gegenüber. Dies war insbesondere einer nachlassenden Steuermoral geschuldet: Das Zemstvo von Novoladoga beispielsweise erhielt in den ersten sechseinhalb Monaten lediglich 14,6 % der zu leistenden Abgaben. Die Gutsbesitzer weigerten sich, für ihre Ländereien, die sie im Zuge der bereits diskutierten Sozialisierung des Bodens zu verlieren drohten, Abgaben zu entrichten. Die Städte zahlten nicht, weil sie darauf hofften, den Status einer kreisfreien Stadt zu erhalten. Die Bauern zahlten aus unterschiedlichen Motiven nicht, im besten Fall, weil sie mit ihren Steuern vor der Wahl der *volost'*-Zemstva nicht die Belange anderer Amtsbezirke finanzieren wollten, im schlechtesten Fall, weil sie die Zemstva nicht als ihre Angelegenheiten betrachteten. Die Exekutivorgane der Zemstva kritisierten die fehlende Steuergerechtigkeit, weil beispielsweise

der Kirchenbesitz eximiert war. Sie verfügten zwar über Sanktionsmöglichkeiten gegenüber Steuerschuldnern bis hin zu Zwangsverkäufen, an der unzureichenden Einnahmenseite änderte sich bis zum Oktoberumsturz aber nichts (S. 123, 125–128).

Um die laufenden Ausgaben finanzieren zu können, wandten sich die Zemstva entweder an den Staat mit der Bitte um Kredite, oder sie zeichneten Anleihen oder widmeten Gelder um: Hierbei griffen sie vor allem auf die Mittel zurück, die für den Getreideaufkauf vorgesehen waren. Insofern zeichneten sich bereits im Herbst 1917 bevorstehende Versorgungsengpässe ab (S. 68–69, 130–131). Die Tatsache aber, dass die Provisorische Regierung die Zemstva mit Aufgaben betraute, die vorher nicht zu ihrem Aufgabenkanon gezählt hatten, beispielsweise die Steuereintreibung oder der Getreideaufkauf zu Festpreisen, trug erheblich dazu bei, sie der Bauernschaft zu entfremden.

Mehrere Abbildungen, ein Quellenverzeichnis, ein Namensregister sowie Anhänge über die Löhne der Gouvernements- und Kreiszemstvoangestellten Petrograds im Frühjahr bzw. Sommer 1917, das Protokoll einer Sitzung von Ende September über die Organisation der Miliz im Petrograder Gouvernement sowie ein nicht datiertes Dokument über die Grundzüge der Sowjetmacht aus dem Jahr 1918 runden die vorliegende Monographie ab. Zu ihren Vorzügen zählen nicht Thesen oder Begriffsbildung, sondern vielmehr eine quellennahe und teilweise auch fesselnde Darstellung, die verdeutlicht, warum der auf Eigenverantwortung und Selbstorganisation zielende zivilgesellschaftliche Entwurf auf dem flachen Land zum Scheitern verurteilt war.

Lutz Häfner, Göttingen

Imperium inter pares. Rol' transferov v istorii Rossijskoj imperii (1700–1917). Sbornik statej [Imperium inter pares. Die Rolle von Transferprozessen in der Geschichte des Russländischen Imperiums (1700–1917). Aufsatzsammlung]. Pod red. M. Austa, R. Vul'pius i A. Millera. Moskva: Novoe Literaturnoe Obozrenie, 2010. 389 S. Abb. = *Historica Rossica*. ISBN: 978-5-86793-783-6.

Einer Publikationsreihe wie der Moskauer „*Historia Rossica*“, die sich durch den wissenschaftlichen Transfer in Form von Übersetzungen von Arbeiten nicht-russischer Autoren einen Namen gemacht hat, steht ein Sammelband zur Rolle von transkulturellen

Aneignungs- und Austauschprozessen in der Geschichte des Russischen Reichs gut zu Gesicht. Freilich haben auch in diesem Sammelband nicht alle Beiträge tatsächlich etwas zum im Titel genannten Thema „Transfer“ zu sagen, was allerdings nicht unbedingt etwas *über* deren Qualität aussagen muss. Den Texten liegt eine Tagung am DHI Moskau (April 2009) zugrunde; keinem einzigen der hier publizierten Beiträge kann man vorwerfen, noch Vortragscharakter zu tragen. Herausgeber und Autoren haben also dankenswerterweise sehr schnell und effektiv gearbeitet.

Es geht diesem Band um die Herausbildung und Weiterentwicklung einer imperialen Identität in

Russland, wobei die Vorstellungen der russischen Elite über andere Imperien als produktiver Kontext genutzt werden sollen, um Transfers zu analysieren. Somit soll gezeigt werden, welche Defizite erkannt wurden, und wo man gedachte, Lösungen zu finden. Letztlich geht es implizit damit auch um Russlands Platz im Wettbewerb der Imperien, womit zugleich aber deutlich gemacht werden soll, wie sehr gerade die russische Elite im Prozess des internationalen Wissensaustauschs integriert war.

Die Frage indes, ob andere Staaten russische Rezepte zumindest als übernahmewürdig diskutiert haben, wird in diesem Band nicht explizit gestellt. Aber wäre nicht genau solch ein reziproker Prozess Voraussetzung dafür, tatsächlich von einem „Imperium *inter pares*“ sprechen zu können? Vladimir Bobrovnikov deutet in seinem instruktiven Vergleich zwischen dem französischen Algier und dem russischen Kaukasus (S. 182–209) leider nur an, dass in Fragen der Aufzeichnung und Adaption lokaler Verwaltungstraditionen Franzosen und Briten von den Russen „kopiert“ (S. 205) hätten. Konkrete Belege liefert er hierfür leider nicht und wertet augenfällige Parallelen in der Eroberungsphase wie auch bei späteren Versuchen, lokalen Traditionen zu begegnen, grundsätzlich als allgemeine Gemeinsamkeiten der kolonialen Erfahrung. Einzig in Martin Austs Text über Russland und das Vereinigte Königreich (S. 244–265) wird so etwas wie eine Reaktion der anderen Imperien auf russische Initiativen deutlich, doch ist sie eindeutig negativ: die maßlos übertriebene Furcht vor dem autokratischen Koloss und seinem angeblichen Bestreben, die britische Herrschaft über Indien herauszufordern. Als zumindest ernst genommener potentieller Gegner im Wettbewerb der Imperien, dem „Great Game“, war Russland wohl in der Tat *inter pares*.

Ricarda Vulpius [Rikarda Vul'pius] vermag keine Anzeichen für die Entwicklung eines imperialen Bewusstseins in der russischen Elite vor Peter I. zu erkennen. In ihrem überzeugenden Beitrag (S. 14–41) verdeutlicht sie, wie sich in Russland vor allem in Bezug auf das Inklusionsversprechen der Metropole für die Peripherie ein durchaus eigenständiges Verständnis vom Charakter der Herrschaft über „Andere“ herausgebildet hat. Den Faktor der angestrebten Integration der „Grenzländer“ (*vulgo*: Russifizierung) sieht sie als das am stärksten ausgeprägte Merkmal des „russländischen empire-building“ an, der sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auch im spezifisch russischen Verständnis der eigenen

Zivilisationsmission für die Völker an der südlichen und östlichen Peripherie niedergeschlug. Während Ricarda Vulpius das Vorhandensein eines Überlegenheitsgefühls, ausgedrückt in der Annahme, man vertrete eine „Zivilisation“, als hinreichendes Kriterium für die Anerkennung des Prädikats „imperial“ sieht, heißt dies noch lange nicht, dass die Zeitgenossen sich ebenfalls als Vertreter eines „Imperiums“ gesehen haben. Dass viele von ihnen es gerade nicht getan haben, sondern ihr Land eher als Großmacht oder schlicht als „riesiges Land“ begriffen (S. 374), betont Frithjof Benjamin Schenk [Frit'of Ben'jamin Šenk] in seinem anschaulichen Beitrag über den Eisenbahnbau (S. 354–380) – sein hübscher Obertitel „Inter-Rail“ ließ indes erwarten, etwas mehr über Reiseerfahrungen, gern auch transnational gedeutet, zu lesen. Geboten wird demgegenüber eine lesenswerte Darstellung der äußeren Einflüsse, die auf den Bau eingewirkt haben, aber auch der inneren Erwägungen, die zunächst die ökonomische Durchdringung, später die militärische Verteidigung und innere Kontrolle zum Gegenstand hatten. Benjamin Schenk kann zudem zeigen, dass sich die russische Regierung bei der Einführung und Erweiterung des Schienennetzes vor allem auch an den USA und Kanada orientierte. Innovationen für das transkontinentale Vielvölkerreich mussten ihren Ursprung nicht immer in den klassischen Überseeimperien haben.

Wie Ricarda Vulpius im Falle der kritischen Übernahme des Verständnisses von „Imperium“, stellt auch Aleksej Miller in seinem begriffsgeschichtlichen Aufsatz zur „Nation“ (S. 42–66) eine durchaus eigenständige Adaption dieses Terminus in Russland fest. Bis ins späte 18. Jahrhundert sei der Begriff indes nur im diplomatischen Schriftverkehr genutzt worden; erst danach gelangte er in die innenpolitische Sphäre, woraus er aber nach dem polnischen Aufstand von 1831 verdrängt und durch *narodnost'* quasi „russifiziert“ wurde. Zugleich hielten im Interesse des imperialen Wettbewerbs und der Modernisierung des Reiches durchaus nationalistische Züge Einzug in die russische Innenpolitik. Dass für die Zeitgenossen, wie Miller schlussfolgert, die Begriffe „Nation“ und „Imperium“ keinen Widerspruch dargestellt hätten, ja das „Imperium“ mit Hilfe der „Nation“ begriffen und strukturiert worden sei, wird insbesondere auch dank der Interpretation der spezifisch russischen Form des „empire-building“ in Vulpius' Artikel verständlich.

Dass die Nicht-Russen des Reiches dies anders

sehen konnten, steht auf einem anderen Blatt. Dass aber die Petersburger Regierung in nicht-russischen Regionen durchaus gewisse Freiräume gewähren konnte, zeigt das Beispiel Bessarabiens, das von Andrei Cusco [Andrej Kuško] und Victor Taki [Viktor Taki] geschildert wird (S. 210–243). So wurden im nach 1878 aus dem Bestand Rumäniens wieder ans Russische Reich angegliederten *Izmailovskij uezd* im Süden Bessarabiens keinerlei größere administrative Angleichungen durchgeführt; ein Experiment, das zwar in Petersburg kritisiert worden, aber nie ernsthaft in Bedrängnis geraten sei. Zwar bleibt in ihrem Aufsatz trotz der Andeutung, die rumänische administrative Ordnung habe sich am französischen Beispiel orientiert, der Aspekt des Transfers undeutlich, doch wird wieder einmal klar, wie vielfältig auch am Ende des 19. Jahrhunderts Verwaltungseinheiten im Russischen Reich organisiert sein konnten. Ein Vergleich z.B. mit den Ostseeprovinzen nach 1905, wo sich die Gouverneure ebenfalls spürbar zurückzogen, und das Spiel der lokalen Kräfte gewähren ließen, böte sich hier an.

Wie es im Vorwort heißt, sind Grensräume der bevorzugte Fokus transnational operierender Studien zum Kulturtransfer. Bessarabien stellt in dieser Hinsicht die Ausnahme in diesem Band dar, der sich explizit auf Transfers zwischen den Metropolen konzentriert. Allerdings weisen die Herausgeber darauf hin, dass Übernahmeprozesse aus der *Rzeczpospolita*, aus Schweden, den Niederlanden und dem Osmanischen Reich unberücksichtigt bleiben. Leider gilt dies auch für die zumindest im frühen 19. Jahrhundert wesentliche Rolle der Universität Dorpat und der Ostseeprovinzen insgesamt. Ironischerweise beschränkt sich der deutschbaltische Faktor auf den Seiten dieser Transfergeschichten auf die Figur des russischen Erznationalisten Aleksandr F. Rittich, mit dem die Ethnografie als Instrument zur Konsolidierung der Nation etabliert wurde, wie Vytautas Petronis in seinem Beitrag über die ethnografischen Karten des europäischen Russlands und deren Bezug zur Nationalitätenpolitik des Reichs darlegt (S. 308–329).

Vera Tolz [Vera Tol'c] behandelt einen Bereich, in dem russische Vertreter auf Augenhöhe mit ihren westeuropäischen Kollegen tätig waren und sich zuweilen auch für kundiger hielten – der Wissenschaft vom „Orient“, der russischen „Ostkunde“ (*vostokovedenie*, S. 266–307). Ihre Protagonisten auf russischer Seite deckten dabei ein breites Spektrum an Meinungen ab, bei der die Grundannahme der eige-

nen Überlegenheit nicht ausschließen musste, neben den britischen auch den russländischen Imperialismus für seinen Eurozentrismus zu geißeln. Zugleich hätte Vera Tolz z.B. der internationale Orientalistenkongress in St. Petersburg 1876 als Fallstudie konkreten Wissensaustausches dienen können (was auch für den ebenfalls in der russischen Hauptstadt abgehaltenen internationalen Eisenbahnkongress 1892 im Themenbereich Schenks gilt). Vera Tolz zeigt, dass in Bezug auf die östliche Peripherie zwei verschiedene Diskurse im Umlauf waren, welche deren nationale Qualität des Bodens mal als genuin „russisch“, mal als eher „fremd“ und damit kolonial markierten. Dies wird im Beitrag von Willard Sunderland [Villard Sanderlend] bestätigt (S. 105–149) – das asiatische Russland sei sowohl „russisch“ als auch „asiatisch“ definiert worden. Trotz der von Willard Sunderland deutlich herausgearbeiteten Unklarheit in vielen terminologischen Details verneint er in seiner Auseinandersetzung mit Anatolij Remnev (S. 150–181) die These vom „Sonderweg“ des russischen Kolonialismus. In der konkreten Frage, ob das Fehlen eines speziellen Kolonialministeriums etwas über Russlands Qualität als Imperium aussagt, schließt S. die Möglichkeit nicht aus, dass sich bei Ausbleiben des Ersten Weltkriegs ein solches spezielles Ministerium z.B. aus den diversen Instanzen, die sich mit der inneren Kolonisation beschäftigten, herausgebildet hätte. Remnev hingegen sieht die Andersartigkeit Russlands im Konzert der Imperialmächte eben darin begründet, dass ein eigenes Kolonialministerium den unbestrittenen innenpolitischen Zielen der Konsolidierung und Vereinheitlichung des Riesenreiches zuwidergelaufen wäre.

In einem weiteren anregenden Beitrag diskutiert Denis Sdvizkov die russische Rezeption des französischen Neoklassizismus „unter den Bedingungen des Konflikts“ mit Napoleon (S. 67–104). Er erklärt diese Adaption in Stillfragen damit, dass der auf loyalen „fremdstämmigen“ Eliten beruhende imperiale Patriotismus der vernationalen Zeit keine Gegenüberstellung mit irgendeinem „Other“ zur Legitimation gebraucht habe, da ihm ideologische Zuweisungen an Symbole fremd geblieben seien. Selbst in konfliktträchtigen Zeiten sei somit Transfer nur „natürlich“ gewesen. Der nationale Gedanke indes, der durch den Sieg über Frankreich in Russland an Boden gewann, führte zu einem Umdenken in Bezug auf die Visualisierung des Imperialen. In der nationalen Epoche seien anstelle des Raumes Sprache, Zeit und Geschichte zu wichtigsten Medien der

Repräsentation geworden.

Die Rolle des Deutschen Reichs als Impulsgeber für eine russländische Ausländerpolitik diskutiert schließlich Eric Lohr [Erik Lor] anhand der Ausweisung von über 30.000 russischen Staatsbürgern, meist Polen und Juden, Mitte der 1880er Jahre (S. 330–353). Diese Aktion und die mit ihr verbundenen diplomatischen Komplikationen zu einer Zeit, in der früher bestehende Konventionen mit Preußen nicht mehr galten, führten zu einer Differenzierung der Ausländergesetzgebung in Russland, wo zwischen erwünschten (Investoren, Unternehmer) und unerwünschten Ausländern (nicht-russische Landbesitzer in den westlichen Gouvernements) unterschieden wurde. Auch vergleichbare Regelungen in Bezug auf Chinesen und Koreaner meint Eric Lohr auf die Abschiebep Praxis Bismarcks zurückführen zu

GOTTFRIED SCHRAMM: Von Puschkin bis Gorki. Dichterische Wahrnehmungen einer Gesellschaft im Wandel. Freiburg i. Br.: Rombach, 2008. 372 S. = Rombach Wissenschaften. Reihe Litterae, 159. ISBN: 978-3-7930-9530-9.

Der Freiburger Historiker Gottfried Schramm befragt neun Klassiker der russischen Literatur von Puškin bis Gor'kij nach Freimut und Unfreiheit, Atheismus und Christentum, Reformen und Revolution, nach sozialer Ungleichheit und der gesellschaftlichen Funktion der Dichter. Im einleitenden Kapitel beobachtet er diese Begriffe diachron für Russland und vergleicht sie synchron mit dem literarischen Feld in westeuropäischen Kulturen. „Russland“, so hält Schramm fest, „weicht wieder einmal ab“ (S. 19). Wie viel spezifisch Historisches enthält also die schöne Literatur? (Als Anregung siehe R. Zoll: Gesellschaft in literarischen Texten. Ein Lese- und Arbeitsbuch. 2 Bde. Wiesbaden 2005; K. Waschik: Literatur und Zeitgeschichte in der Sowjetunion. Zum Wandel alternativer Geschichtsentwürfe in der sowjetischen Prosa und Literaturkritik der 60er bis 80er Jahre. Bochum 2000; K. Garber (Hrsg.): Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit. Akten des I. Internationalen Osnabrücker Kongresses zur Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit. Tübingen 1989; W. Lepenies: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München 1985; G. L. Ulmen (Hrsg.): Society and history. Essays in honor of Karl August Wittfogel. Hague 1978; W. M. Todd (Hrsg.): Literature and society in imperial Russia, 1800–1914. Stan-

ford, Calif. 1978; H. Koch: Unsere Literaturgesellschaft. Berlin 1965; sowie zum Zusammenhang von Bildung und Lesekompetenz mit Geschichte und/oder Gesellschaft: J. Brooks: When Russia Learned to Read. Literacy and Popular Literature, 1861–1917. Princeton, N.J. 1985; S. Franklin: Writing, Society and Culture in Early Rus. c. 950–1300. Cambridge, New York 2002; M. McCauley, The Emergence of the Modern Russian State, 1855–81. Basingstoke 1988 [Kap. 7: Education and Culture pp. 178–197].)

Mit großem Respekt und einer (leider) altmodisch und selten gewordenen Hochachtung nähert sich Gottfried Schramm den, wie er schreibt, „großen Neun“ der russischen Literatur. Adressat seiner Darstellung ist der interessierte Laienleser (daher wohl auch die Dudenumschrift). Die Auswahl der Autoren und Texte wollen wir – abgesehen von Gončarov – nicht diskutieren. Puškin, Lermontov, Gogol', Turgenev, Leskov, Tolstoj, Dostoevskij, Čechov und Gor'kij stehen, chronologisch geordnet, im Mittelpunkt der historisch-literarischen Analyse. Leben und Werk verknüpfend, möchte Schramm zeigen, ob „literarische Werke zu der Wirklichkeit stimmen“ (S. 39) und wie „die russischen Meister Wirklichkeit wahrnahmen und in Kunst umsetzten“ (S. 38). Schramm liest die Texte *anders, indem er sie dezidiert auf Geschichte bezieht*. Dieses *andere* Lesen ist nicht neu. Schon Petr Kropotkin veröffentlichte „Russian Literature. Ideals and Realities“ (engl. Original 1905, dt. Übersetzung 1906), von Schramm leider nicht zitiert, obwohl sich bei Kropotkin alle besprochenen Autoren finden. (Aktuell

Karsten Brüggemann, Tallinn

zu ‚Lesarten‘ siehe u. a.: H. U. Gumbrecht: *Stimmungen lesen. Über eine verdeckte Wirklichkeit der Literatur*. München 2011; J. Hürter / J. Zarusky (Hrsg.): *Epos Zeitgeschichte. Romane des 20. Jahrhunderts in zeithistorischer Sicht. 10 Essays für den 100. Band*. München 2010; A. Nassehi: *Mit dem Taxi durch die Gesellschaft. Soziologische Storys*. Hamburg 2010; J. Hörisch: *Das Wissen der Literatur*. München 2007; T. Kron / U. Schimank (Hrsg.): *Die Gesellschaft der Literatur*. Opladen 2004.)

Schramm nimmt bewusst gewisse Analogie-Risiken in Kauf: Begriffe wie Autor, Dichter und Erzähler werden kaum voneinander getrennt (S. 128, 137), der Erzähler oder die literarischen Figuren werden mit dem Autor gleichgesetzt, Biographie und Werk werden zu einer Einheit zusammengeführt, und Weltliteratur wird aus der Biographie induziert und manchmal zu biographischen Erfahrungen reduziert. Schramm kritisiert Literatur, die sich nicht aus dem ‚Wissen erster Hand‘ speist („Drückt Gogol aus, was er selbst erfahren hat“, S. 131; „nur aus zweiter Hand informiert“ sei Tolstoj, S. 319, 314). „Es sind die Zweit- und Drittrangen, die ohne Scheu von Welten berichten, die sie gar nicht kennen: die Karl Mays oder die Courts-Mahlers“ (S. 336). Zu Recht macht Schramm zwar geltend, dass oftmals erst die Biographie des Autors den Zugang zu seinen Texten öffnet (S. 110, 126–127, 140), doch eine *conditio sine qua non* für Werkqualität und -verständnis ist sie m. E. nicht.

Die 13 Interpretationskapitel thematisieren neben den literarischen Texten alltagshistorische, soziologische, rechtskundliche, theologische etc. Fragestellungen. Schramms Lektüre ist dabei im besten Wortsinne bodenständig und immer wieder sozialgeschichtlich orientiert. Nicht selten werden durch Schramms „Stresstest“ ‚böse Buben‘ der russischen Literatur (Beamte, Verwalter usw.) rehabilitiert. Der aufmerksame Leser Schramm weist auf einige inhaltliche und logische Fehler in Gogol's oder Leskovs Texten hin (S. 137–140 Gogol; S. 205, 207 Leskov; S. 244 Tolstoj). Puškin (Kap. 2 und 3) und Gor'kij (Kap. 13 und 14) werden auf das Konzept ‚Macht und Geist‘ hin geprüft, wohingegen der Zusammenhang von ‚Intelligenz und Dissens‘ an Gewicht verliert. (Nicht alles, was neu erscheint, ist neu. Siehe D. Beyrau: *Intelligenz und Dissens. Die russischen Bildungsschichten in der Sowjetunion 1917–1985*. Göttingen 1993; J. C. McClelland: *Autocrats and Academics. Education, Culture, and Society in Tsarist Russia*. Chicago 1979; O. W. Müller:

Intelligencija. Untersuchungen zur Geschichte eines politischen Schlagwortes. Frankfurt 1971.) Bei Čechov kritisiert Schramm konstruierte und wenig motivierte Berufe (Wie kann ein Platonov Lehrer sein?, S. 288–289). Die Ausführungen zu Textgenese und Varianten bei Turgenev überfordern den Laien. Der Mensch Turgenev wird aufgrund des schwierigen Verhältnisses zu seiner Mutter einer regelrechten Psychoanalyse unterzogen; aber seine relevante Schrift zur Bauernfrage (*Neskol'ko zamečanj o russkom chozjajstve i o russkom krest'janine*, 1842) wird nicht erwähnt, obwohl sie Schramms Argumentation unterstützen würde.

Die Einschätzung der Figuren setzt nicht selten eigene, bemerkenswerte Akzente. Karenin ist für Schramm nicht, wie oft verstanden, der herzlose und stumpfe Beamte. Die zwanzig Jahre Altersunterschied zwischen Anna und Karenin seien für die damalige Zeit nicht nur üblich, sondern erwünscht gewesen. Die seinerzeit gängigen Werte dürften nicht als „antiquiert, als steif und unmenschlich“ (S. 240) gewertet werden. Anna werde vom „Kollektiv“ der feinen Gesellschaft nicht geächtet; nicht die Affaire selbst sei problematisch, sondern ihre Demonstration durch Anna. Vronskij hofft auf einen das Paar entlastenden Wandel der gesellschaftlichen Moralvorstellungen. Vronskij und Karenin unterstützen die schwangere Anna, Karenin als juristischer Vater bietet Anna für das Mädchen seinen Namen an. Anna bringt in Karenins Haus ihre Tochter zur Welt, und Vronskij erhält von Karenin die Erlaubnis, bei der nach der Geburt in Lebensgefahr schwebenden Anna bleiben zu dürfen; im Gegensatz zu Anna kann Karenin ein positives Gefühl für die kleine Anna aufbauen.

Eine Überraschung ist die Einordnung Čechovs. Der – zumal in der Form – moderne Autor, der zu den Vorläufern des absurden Theaters gezählt wird, ist für Schramm ein ‚rückwärtsgewandter‘ Dramatiker, der inhaltlich nicht müde werde, das ‚lange Jahrhundert‘ ausklingen zu lassen. Gleichwohl sei er „das Genie aus Taganrog“ (S. 284). Manche solcher Etikettierungen klingen etwas großväterlich (Tolstoj als der „Alte“, der „Meister“, der „Prophet“ von Jasnaja Poljana, S. 256, 284).

Wenn auch unsystematisch, wird doch aus der Zusammenschau der neun Autoren eine deutliche ‚Typologielastigkeit‘ der russischen Literatur offenbar. Es geht weniger um Individuen und Einzelschicksale, sondern um kollektive Typologien (der Adel, die Bauern usw.). Legion sind die korrupten,

duckmäuserischen Beamten, die trägen Gutsbesitzer, die adligen Nichtstuer vom Typus *lišnij čelovek*, die *nigilisty* und *mertvye duši*, die moralisch verdorbenen Gutsverwalter, die Vulgär-Materialisten, die weiten Steppenmenschen samt ihrer ‚russischen Seele‘, die *Gamlets* und Don Quijotes – ad infinitum. Auf der weiblichen Seite, von Schramm unerwähnt, gibt es die Ledi Makbet oder die Daueropposition von *femme fatale* und *femme fragile*. Wenig schreibt Schramm zur vielzitierten ‚starken Heldin‘ der russischen Literatur. Der tragisch leidende Mann aber ist dazu verdammt, die immer wieder gleiche bittere Katharsis durchleben zu müssen. So ist ein Onegin ein Pečorin ein Lavreckij ein Vronskij ein Nechljudov ..., und jede Stadt kann N.N. heißen. Die andere Seite dieser Medaille ist die erzählerisch schwache Schilderung der ‚nützlichen Menschen‘, die die Plastizität und tragische Existentialität der Anti-Helden nicht erreicht. Umso mehr fällt die Nichtbeachtung Gončarovs auf.

Leider fehlen ein Namensindex sowie ein weiterführendes Literaturverzeichnis. Ansonsten sind die wenigen Fehler bzw. Versehen tolerierbar (vgl. die wenigen falschen Literaturangaben: S. 213, Anm. 2 der verwiesene Autor heißt ‚Moser‘; S. 346, Anm. 12: Nicht auf ‚Gogols Beitrag zum

Predprinimatel'skie dinastii Kamsko-Vjatskogo regiona. XVIII–XX vv. Kollektivnaja monografija [Unternehmerdynastien der Kama-Vjatkaer Region. 18.–20. Jahrhundert. Eine kollektive Monographie]. Otv. red., avt. predisl. Nelli P. Ligenko. Iževsk: Udmurtskij institut istorii, jazyka i literatury UrO RAN, 2008. 259 S., zahlr. Abb. ISBN: 5-7691-2006-1.

Die von mehreren Autoren verfasste Publikation über Familien, die vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert in der etwa dem Gebiet der heutigen Republik Udmurtien entsprechenden Kama-Vjatka-Region unternehmerisch aktiv waren, gehört zu einem Typus von Veröffentlichung, der in Russland in den letzten zwanzig Jahren in unterschiedlicher Qualität Verbreitung gefunden hat. Er rekonstruiert die Biographien der lokalen und regionalen Unternehmerfamilien vor 1917, besonders die jeweiligen Lebenswelten und das unternehmerische Handeln. Häufig werden solche Veröffentlichungen ergänzt durch den Abdruck von Dokumenten sowie durch Porträtfotos aus verschiedenen Lebensphasen und -situationen.

Die vorliegende Kollektivmonographie wurde von der Historikerin Nelli P. Ligenko herausgege-

ben, die 2001 bereits eine Monographie über die regionale Kaufmannschaft des heutigen Udmurtien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorgelegt hat. Die weiteren Autorinnen und Autoren sind jedoch keine Fachhistoriker, sondern Laien, die sich häufig bereits länger mit einzelnen Unternehmerfamilien beschäftigt haben, fast alle Nachfahren mit genealogischen Interessen.

Aus dem Typus der Veröffentlichung und dem Autorenkreis ergibt sich, dass die Veröffentlichung nur für einen kleineren Teil der westlichen Osteuropahistoriker, und auch für diesen nur bedingt, interessant und eine Detailbesprechung deshalb wenig sinnvoll ist. Nach einer kurzen Einleitung, die genauer auf das intensive Forschungsinteresse am Thema in der aktuellen russischen Geschichtswissenschaft eingeht, stellt ein erster Teil drei bedeutende lokale und regionale Unternehmerfamilien im Generationenwandel dar. Hervorheben lässt sich darunter die Familie Uškov, die über vier Generationen unternehmerisch tätig war, zunächst im Städtchen Elabuga, dann in anderen Orten der Region. Die Familie gehörte zu den Mitbegründern der chemischen Industrie Russlands, bis sie schließlich zu

Angelina Jedig, Bamberg

Beginn des 20. Jahrhunderts mit Niederlassungen in Moskau, Kazan' und St. Petersburg „in die unternehmerische Elite der russischen Geschäftswelt“ (S. 46) aufstieg. Der zweite Teil präsentiert in Teilkapiteln die Genealogien von sechs Unternehmerfamilien und belegt die engen verwandtschaftlichen Beziehungen der häufig aus der Bauernschaft aufgestiegenen und altgläubig geprägten Unternehmerfa-

milien. Erwähnenswert ist neben dem reichhaltigen Fotomaterial der Abdruck der Erinnerungen von Il'ja Pavlovič Krivcov (14 Seiten), der zusammen mit seinem Bruder in Sarapul Eigentümer einer Leder- und Schuhfabrik war. In ihnen lässt der 1877 geborene Il'ja an der Front in Ostgalizien im Jahr 1915 für seine Kinder sein Leben Revue passieren.

Guido Hausmann, Freiburg i.Br.

PETER HOFFMANN: Peter der Große als Militärreformer und Feldherr. Frankfurt a. M. [usw.]: Lang, 2010. 271 S. ISBN: 978-3-631-60114-3.

Sicherlich gibt es, wie Peter Hoffmann in seinem Vorwort schreibt, viel Literatur über den großen Zaren, aber doch bisher keine Studie, in der Peter I. als Militärreformer und Feldherr im Mittelpunkt der Untersuchung stand. Der Autor ist einer der Spezialisten der Geschichte Russlands des 18. Jahrhunderts, der inzwischen eine stattliche Zahl von Büchern vorgelegt hat. Die vorliegende Publikation sollte 1989 im Militärverlag der DDR erscheinen, der Druck hatte bereits begonnen, als der Verlag „im Zuge der Zeitereignisse“ sein Programm änderte und das Buch ungedruckt blieb. Nun ist es als eines der Alterswerke des nimmermüden Autors erschienen. Der Forschungsstand wurde, soweit dies möglich war, eingearbeitet, einiges korrigiert und gestrafft.

In seinem Einleitungskapitel umreißt Hoffmann kurz die Entwicklung des Militärwesens, bettet es jedoch zugleich auch in die politischen und sozialen Entwicklungen ein, also in den Reformprozess, der bereits vor Peter I. begonnen hatte und den dieser nun weiterführte. In den folgenden zehn Kapiteln entfaltet der Autor dann die Rolle des Zaren und späteren Kaisers als Feldherr.

Peter erlernte das Kriegshandwerk in einer kontinuierlichen Entwicklung, die bei den sogenannten Spielregimentern begann und sich dann, auch durch die Vermittlung erfahrener, ausschließlich ausländischer Offiziere fortsetzte. Seinen größten Sieg errang er wohl in der Schlacht von Poltava 1709, die zwar den Nordischen Krieg nicht entschied, aber doch die Waagschale zugunsten der russischen Seite ausschlagen ließ. Zeitgenossen wie G. W. Leibniz und späterhin Voltaire haben die Bedeutung dieses Sieges durchaus erkannt. Leibniz hoffte darauf, dass der Zar nun „sein großes Reich kultiviert, dort Wissenschaften, Künste und gute Sitten einführt“ (S. 122).

Peters „erfreulichster“ Sieg aufgrund seiner Liebe zur Seefahrt war wohl die Schlacht bei Hangö im August 1714, in der er selbst die Galeerenflotte Russlands kommandierte, da die schwedische Marine bis zu diesem Zeitpunkt keine derartige Niederlage erlitten hatte.

Zwei Jahre zuvor, 1712, hatte der Zar seine größte Niederlage hinnehmen müssen, als die russische Armee den osmanischen Truppen am Prut unterlag. Auch Hoffmann kann keine Antwort darauf geben, warum das Osmanische Reich den Sieg nicht entscheidend ausgenutzt hat. Es bleibe bis heute „unerklärllich“. Die russische Niederlage jedoch erkläre sich aus der andersgearteten Kriegführung der Osmanen, die massierte Reiterangriffe unternahmen, die überraschend vorgetragen und ebenso schnell wieder abgebrochen wurden. Peters unerschütterlicher Optimismus ließ sich auch von dieser Niederlage nicht beirren, und er zog seine Lehren daraus.

Dass er es zu einem durchaus beachtenswerten Feldherrn brachte, beruhte – wie in fast allen anderen Bereichen seines Wirkens auch – auf seinem Lernwillen und seiner Wissbegierde, auf seinem rastlosen Streben und seiner „ungewöhnlicher Energie“. Die ihm zugeschriebene Genialität fußte auf einem enormen Arbeitspensum. Sie fiel ihm nicht, wie Karl XII., seinem schwedischen Gegenspieler, zu. Der Krieg, so bilanziert Hoffmann, war ihm Mittel zum Zweck, denn er sah militärische Probleme immer im Zusammenhang mit den vielfältigen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Fragen seiner Zeit und seines Staates (S. 229).

In den folgenden vier Kapiteln widmet Hoffmann sich den Reformen des Verwaltungs- und Militärrechts, den Dienst- und Exerziervorschriften. Dies ist eine eher ‚trockene‘ Lektüre, doch zeigt der Verfasser hier sein großes Wissen und seine Quellenkenntnisse. Diese Veränderungsprozesse orientierten sich grundlegend an Peters Ziel, „den Anschluß Rußlands“ an die fortgeschritteneren Staaten Mittel- und Westeuropas zu erreichen, wobei dies durchaus kritisch gesehen wird. Am Ende erörtert

der Autor in einem „Kopfsteuer und Rangtabelle“ überschriebenen Kapitel die Bedeutung der Volkszählung, der Finanzen und der Ränge in ihren militärpolitischen Aspekten. Schließlich folgt noch ein Kapitel über den Persienfeldzug von 1722–1724, an dem Zar Peter, nunmehr schon Kaiser des Russländischen Reiches, allerdings nicht mehr persönlich teilnahm, auch wenn er formal die Leitung innehatte.

Das abschließende Kapitel „Das Werk Peters des Großen“ würdigt dessen Wirken nicht nur als Feldherr und Militärreformer durchaus kritisch, aber

MICHAİL M. KROM: *Mež Rus'ju i Litvoj. Pograničnyje zemli v sisteme russko-litovskich otnošenij konca XV – pervoj treti XVI v. [Zwischen der Rus' und Litauen. Grenzterritorien im System der russisch-litauischen Beziehungen gegen Ende des 15. und im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts]. 2-e izd., ispr. i dop. Moskva: Kvadriga, 2010. 318 S., 8 Ktn., 10 Graph., 1 Tab. = Istoričeskie issledovanija. ISBN: 978-5-91791-028-4.*

Die erste Auflage der Monographie von Michail Krom erschien bereits im Jahr 1995 und offenbarte beim Fachpublikum und auch bei den historisch interessierten Laien sogleich eine große Nachfrage nach geschichtswissenschaftlichen Untersuchungen vergleichbarer Art. Fünfzehn Jahre später hat die Publikation keineswegs an Aktualität verloren. Der Grund für das Erscheinen der zweiten Auflage liegt nach Selbstauskunft des Autors sowohl in einer deutlichen Veränderung des Forschungsstandes als auch in der Verbreiterung der Quellenbasis. Gleich vorab sei allerdings angemerkt, dass dies kaum die zentralen Schlussfolgerungen der Monographie beeinflusst hat – im Gegenteil: Durch die neuen Funde und Erkenntnisse wurden die fünfzehn Jahre zuvor formulierten Forschungsergebnisse des Petersburger Historikers sogar nochmals bekräftigt.

Das Buch diskutiert die für die russische Geschichtswissenschaft bedeutsame Frage nach dem Verhältnis zwischen der lokalen Bevölkerung und dem Großfürstentum Moskau, das am Ende des 15. und im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts seine Macht in die östlichen Gebieten des Großfürstentums Litauen ausdehnte. Das in der russischen Historiographie dominierende Postulat vom unerschütterlichen Streben der lokalen Bevölkerung nach „Wiedervereinigung“ mit dem „russischen Staat“ wurde vom Autor einer umfassenden Kritik unterzo-

wohlwollend. Beigegeben sind der Studie eine Zeit- tafelf, ein hilfreiches Glossar (Wörterklärungen) sowie eine Bibliographie, die ein wenig unübersichtlich gestaltet ist.

Halten wir als Fazit fest, dass es sich in jeder Hinsicht um eine ausgesprochen nützliche Überblicksdarstellung handelt, in der das Militärwesen und die geführten Kriege stets im Kontext der Reformen gesehen werden und nicht zum Selbstzweck werden. Ein gelungenes Stück Militärgeschichtsschreibung.

Dittmar Dahmann, Bonn

gen und hat dabei seine argumentative Basis verloren. Die Arbeit von Michail Krom stellt so einen Sonderfall unter den Forschungen, die in Russland veröffentlicht werden, dar. Diese Beobachtung wird noch dadurch bestätigt, dass der Autor die Kritik seiner weißrussischen Kollegen zur Kenntnis genommen hat und in der zweiten Auflage auf die Bezeichnung „westrussische Gebiete“ zugunsten des authentischeren Begriffes „Litauische Rus“ verzichtet.

Die Arbeit von Michail Krom ist auch heute noch ein ausgezeichnetes Beispiel für eine konzeptionell gestützte Darlegung, die auf einer breiten faktographischen Basis beruht. Die Stichhaltigkeit der Schlussfolgerungen gründet sich auf ein aufmerksames Studium der wissenschaftlichen Arbeiten der Vorgänger, wobei der Verfasser auch mit der westeuropäischen und – was besonders wichtig erscheint – mit der polnischen Historiographie vertraut ist. Bereits der historiographische Überblick beweist die Fähigkeit des Kroms, die Fachliteratur mit Blick auf ihren wissenschaftlichen Ertrag präzise zu charakterisieren und zu bewerten. Ebendies wie auch sein Verständnis des historischen ‚Epochenkontextes‘ verschaffen dem Verfasser bei der Rekonstruktion der historischen Realität eine denkbar große Glaubwürdigkeit. Dank seiner Distanzierung von rein theoretischen Konstruktionen und andererseits seinem Verzicht auf eine rein deskriptive Herangehensweise an die Quellen sowie einem aufmerksamen Blick ‚von innen‘ auf die sich im fürstlichen und städtischen Umfeld abspielenden gesellschaftlichen und politischen Ereignisse ist es dem Verfasser gelungen, die komplexen Faktoren aufzudecken, von denen die Haltungen der unterschiedlichen Schichten der lokalen Bevölkerung in der Auseinandersetzung zwischen Moskau und Wilno abhängig waren.

Das Buch besteht aus zwei Hauptteilen. Im ersten Teil analysiert der Verfasser die Rolle und das Handeln der Fürsten und Fürstentümer in den östlichen Grenzgebieten des Großfürstentums Litauen während der Konfrontation zwischen den Großfürstentümern Moskau und Litauen am Ende des 15. und im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts. Michail Krom gibt eine umfassende Charakteristik der Fürstentümer im Verband des Großfürstentums Litauen während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und macht deutlich, dass sich die Haltung der in den Grenzgebieten ansässigen orthodoxen Fürsten am Ende des 15. Jahrhunderts offenbar stark von derjenigen während der Kriege zwischen den beiden Großfürstentümern am Anfang des 16. Jahrhunderts unterschied. Ausführlich behandelt wird insbesondere ein so wichtiges Ereignis wie der Glinskij-Aufstand, der vielen russischen und sowjetischen Historikern als unstrittiges und schon klassisches Beispiel der Hinneigung der orthodoxen Bevölkerung des Großfürstentums Litauens zur Moskauer Rus' galt. Der Verfasser kommt zu dem Schluss, dass nach 1500 eine Veränderung der gesellschaftlichen Situation der Fürsten in der litauischen Rus' zu konstatieren sei. Die Elite der Fürsten wuchs allmählich mit dem Magnaten-Adel des Großfürstentums Litauen zusammen, während die Masse der Fürsten mit dem polnischen Adel, der Szlachta, verschmolz. Die am weitesten vom herrscherlichen Zentrum entfernten Fürstentümer waren nur schwach in das politische System des Großfürstentums Litauen integriert und entschieden sich – teils willentlich, teils gezwungenermaßen – zugunsten des stärkeren und aktiveren Moskauer Reiches. Die Fürstentümer auf dem Gebiet des heutigen Weißrussland hingegen waren viel enger mit dem politischen Zentrum des Großfürstentums Litauen verbunden und befanden sich unter der Kontrolle und dem Schutz der herrscherlichen Macht. Hier mussten die Fürsten außerdem auf die Interessen entwickelter städtischer Gemeinden Rücksicht nehmen. Der Glinskij-Aufstand und die Kriege zwischen den Großfürstentümern Moskau und Litauen im frühen 16. Jahrhundert zeigten im Ganzen die absolute Loyalität der fürstlichen Schichten zur Regierung von Wilno und ihre Zufriedenheit mit den neuen Privilegien, die sich auf die Zugehörigkeit zum breiten Szlachta-Stand gründete.

Den zweiten Teil seiner Darlegung widmet Michail Krom der Haltung der Städte in der Auseinandersetzung zwischen Moskau und Wilno am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts. Der

Verfasser kommt zu dem Schluss, dass die Städte, ausgestattet mit ausgeprägten Privilegien in den Bereichen Handel und Selbstverwaltung, gut in die Struktur des Großfürstentums Litauen integriert und sehr an der Erhaltung der vorhandenen Vorteile interessiert waren. Krom unterteilt die Städte nach ihrem faktischem Status in drei Kategorien: erstens fürstliche Kleinstädte in den Grenzgebieten mit einer passiven städtischen Gemeinde, zweitens mittlere Städte, die sich in Privatbesitz befanden oder dem Großfürsten unterstanden und in denen die Stadtbürger für ihre Rechte eintraten, und drittens große privilegierte Städte mit einer entwickelten, von Privilegien profitierenden städtischen Gemeinde. Davon ausgehend kommt der Verfasser zu dem weitreichenden Resümee, dass das Maß an Loyalität der Bürger vom Umfang der ihnen gewährten Privilegien und Rechte abhängig war. Des Weiteren stellt Krom eine direkte Verbindung zwischen dem Status einer Stadt und ihrem Verhalten auf der außenpolitischen Bühne fest. Am überaus vielsagenden Beispiel Smolensk widerlegt er die verbreitete These, die lokale städtische Bevölkerung habe die Moskauer Herrschaft herbeigewünscht. Mehr noch, es gelingt ihm überzeugend zu zeigen, dass die Einwohner von Smolensk den Moskauer Truppen aktiven Widerstand leisteten.

Zum Schluss seiner Monographie analysiert Krom die Strategie der Moskauer Regierung zur Konsolidierung ihrer Macht in den neu erworbenen Gebieten. Auch hier löst er sich von den gewohnten historischen Stereotypen und postuliert nicht wie üblich einen Wunsch der lokalen Bevölkerung nach ‚Wiedervereinigung mit Russland‘, sondern sieht die Moskauer Truppen, die in den Grenzstädten stationiert waren, und die aus den zentralen Regionen des Reichs stammenden Moskauer Dienstadligen, die in den neu gewonnenen Gebieten nun mit Landgütern ausgestattet wurden, als die entscheidenden Stützen der neuen Moskauer Herrschaft an.

Unter allen präsentierten Forschungsergebnissen ist die grundlegende These des Verfassers die, dass „das Verständnis jener Ereignisse nicht in der ethnokonfessionellen, sondern in der gesellschaftlich-politischen Sphäre“ zu suchen sei (S. 33). Kroms Distanzierung von einer auf die ethnische Komponente gestützten Argumentation ermöglicht eine angemessene Entschlüsselung der historischen Realität. Dabei arbeitet er heraus, dass die Haltung der verschiedenen sozialen Gruppen von einem ganz pragmatischen und bodenständigen Interesse

an der Erhaltung des materiellen und politischen Status quo bestimmt wurde.

Beachtung verdienen neben dem Text der Monographie auch die Anhänge, etwa die Edition des Privilegs Sigismunds I. an Smolensk aus dem Jahr 1513, sowie die Tabellen, welche die Lebenswege der Bojaren aus Brjansk und Smolensk nach dem Übergang beider Städte unter die Moskauer Herrschaft vergleichend nachverfolgen. Besondere Aufmerksamkeit verdient das äußerst informative kartographische Material, das von dem weißrussischem

Forscher Viktor Temušev erstellt wurde.

Resümierend ist zu betonen, dass das Buch von Michail Krom zurecht große Popularität und hohes Ansehen genießt. Nach unserer Meinung resultiert dies vor allem daraus, dass das Werk mit seinem sachlichen und ausgewogenen Ansatz ein Beispiel dafür ist, dass die politische Geschichte Weißrusslands im späten Mittelalter ohne ideologische Vorurteile und hurrapatriotische Klischees geschrieben werden kann.

Andrej Januškevič, Minsk

CHRISTIAN HARTMANN: Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42. München: Oldenbourg, 2010. 928 S., Abb., Tab. = Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, 75. ISBN: 978-3-486-70225-5.

CHRISTIAN HARTMANN: Unternehmen Barbarossa. Der deutsche Krieg im Osten 1941–1945. München: Beck, 2011. 128 S., 6 Abb., 5 Ktn. = Beck'sche Reihe Wissen, 2714. ISBN: 978-3-406-61226-8.

To find oneself unable to put down a 928 page research monograph is not the most common of experiences. Christian Hartmann's book *Wehrmacht im Ostkrieg*, then, is unusual: elegantly structured, well written, with a good eye for telling detail, full of eloquent quotations, and spiked with a well-measured dose of sarcasm, it is academic history at its best. Combining strategic and operational with social and "new military history", Hartmann eschews the deep gulfs which have come to separate the histories of military operations from those of war crimes, the Holocaust, or even everyday life in the field, not to speak of the economic, social, and cultural histories of the war making societies. This masterpiece should become compulsory reading for any student of the German-Soviet war and of military violence in the twentieth century more generally.

Focusing on five divisions during the first year of the German-Soviet war, Hartmann charts a dynamic of increased radicalization of German war making in the encounter with realities, which were largely self-inflicted and only partially due to the enemy's uncompromising ferocity. The nadir was reached in the winter of 1941/42, when the distinctions between legitimate and criminal conduct, between front and hinterland, and between combatant and civilian were all but lost. This narrative

is not altogether new, although Hartmann stresses the Soviet side's contribution to the barbarisation of Hitler's army more than, say, Omer Bartov. The novelty lies in what came next, a process of, if not de-escalation, then at least re-calibration of violence in the first half of 1942: partisan warfare became more differentiated, the policy towards POWs less barbaric and more interested in exploiting their labour and, hence, sparing their lives. The civilian population was now seen not only as a potential threat, but also as an asset the Wehrmacht needed to foster. In an important order of 3 March 1942 and in the subsequent prosecution of criminal behaviour, the commander of the 2nd Panzer Army, Generaloberst Rudolf Schmidt, made a concerted attempt to put an end to the random murder, plunder, and destruction his troops had become used to in the preceding months. This study thus confirms on a wider empirical basis what Ben Shepherd has found for the 221st Security Division, also part of Hartmann's "sample". Rather than ever deepening barbarisation (on both sides), or the implementation of a blueprint on the German and the unleashing of "integral brutality" (Amir Weiner) on the Soviet side, Hartmann notes, like Shepherd, that "the escalation of violence was not a permanent state of affairs" (p. 792). The tentative de-escalation of 1942 was, of course, followed by its reversal thereafter, when the tactic of scorched earth was transformed into a strategy of all-out destruction and spoliation of enemy territory. Nevertheless, the recovery of the moment of 1942, when other alternatives were at least considered, is an important corrective to the prevailing views of linear processes of brutalisation.

This diagnosis, however, does not apply to the systematic destruction of the Soviet Union's Jews. Hartmann leaves no doubt about the Wehrmacht's complicity in the Holocaust. More than just

bystanders, “the German armed forces were also accomplices, at times even the motor of the extermination of the Jews“. Their “main guilt” (*Hauptschuld*), however, lies in not having opposed the genocide, which began as an “experiment” (Götz Aly). Once it became clear that the military would “accept, promote, or even welcome the murder, the perpetrators knew they had a free hand in their politics of extermination” (p. 659).

By “the” Wehrmacht, Hartmann means, first and foremost, the military leadership. He agrees with Dieter Pohl, that among the ranks direct participants in the selection of victims, the organisation or support of killing operations, or the shootings themselves were maybe “several tens of thousands” out of 10 million Wehrmacht personnel serving in the Soviet Union, i. e., well below 1 percent (p. 661). However, he does not let the 99 percent off the hook: “Even smaller, though, is that group of members of the Wehrmacht, who articulated their disquiet about the Holocaust, or even resisted it. This means that we are dealing here with a broad, apparently indifferent middle section” (p. 661). After a close analysis of the available evidence on anti-Semitism in the ranks, he concludes that the non-participation of the majority was due to lack of opportunity, not ideological distance to the Nazis. The Holocaust was implemented not at the front-line, where the vast majority of German soldiers fought, but in the hinterland, where only weak security divisions operated side by side with police and SS forces. Thus, the majority was not confronted with the question of how to react to a genocide unfolding in front of their eyes. Hartmann has little hope that most would have behaved much differently from their comrades who did face the slaughter. “Given the voices we heard in this chapter,” he concludes, “it was probably better that this part of the Wehrmacht did not have to make this decision” (p. 698).

Nevertheless, Hartmann does not assume that each and every German soldier was a crazed Nazi or “Hitler’s willing executioner”, although he provides some memorable examples for both. A *Leitmotiv* of his account is the diversity of the soldiery of 18 million (10 million on the Eastern Front). The Wehrmacht reflected the complexity of German society as a whole; the only division which was more or less absent (despite the existence of *Wehrmachtsshelferinnen*) was gender. Other-

wise, as Generaloberst von Brauchitsch put it, one could find within the army “all naturally existing and all artificially created oppositions of a people of 80 million” (p. 94). Moreover, like any modern military machine, the army was also functionally highly differentiated. Consequently, as Hartmann demonstrates again and again, there was more than just one “war experience” of “the German soldier” in the East.

The second book reviewed here, *Unternehmen Barbarossa*, is very different from the monograph: a slim volume of 122 pages of text, with a short but fine bibliography and no footnotes whatsoever, this is a very brief introduction to this conflict, catering to undergraduate students and the general public alike. The lack of footnotes is the only true setback of this introduction, due doubtlessly to editorial policy of the C. H. Beck Wissen series (comparable approximately to Oxford University Press’s *Very Short Introductions*). This short book rivals its monographical brother in quality while surpassing it dramatically in scope. Here, we find not only a brief outline of the military history of the German effort and a sketch of occupational policies, but also a broad outline of the Soviet response. Particularly noteworthy is the balanced chapter on Soviet crimes, a beacon in a historiography marred by extreme judgements. But the book does much more than just focusing on the conduct of war of both sides. Moving far beyond the military sphere, Hartmann also covers high politics, diplomacy, aftermath, and long-term effects of this war. That it manages to do all of this coherently in such a small space is no less than a *tour de force*: a real feat of compression and synthesis.

With these two books Hartmann has proven mastery of two extremely different historiographical genres: the research monograph and the short introduction. Few historians manage to do both well, and Hartmann is among this minority. His research is impeccable, his judgement sound and subtle, and his writing fluid. One can only hope that both of these landmark studies will be translated into English soon. The monograph deserves a readership far beyond the circle of connoisseurs of Germanic research tomes, and the slimmer volume is the best available introduction to this war in any language.

Mark Edele, *Crawley, Australien*

INGO ESER: „Volk, Staat, Gott!“ Die deutsche Minderheit in Polen und ihr Schulwesen 1918–1939. Wiesbaden: Harrassowitz, 2010. 771 S., 23 Abb., 16 Tab., 6 Graph. = Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 15. ISBN: 978-3-447-06233-6.

In der Nationalismusforschung gilt die Schule als eine der wichtigsten „Nationalisierungsagenturen“: Sie ist der Ort, an dem Nationalstaaten über die Vermittlung von Wissen, Sinnwelten und Werten gesellschaftliche Kohäsion stiften, kulturelle Traditionen vermitteln und politische Legitimation herstellen. Gleichzeitig gibt es nur wenige Bereiche des öffentlichen Lebens, die so beständig einer Reformdebatte ausgesetzt sind wie die Schule. Dieser Befund gilt in besonderem Maße für multiethnisch zusammengesetzte Staaten und Gesellschaften. Angesichts der Bedeutung von Schule ist es erstaunlich, dass sich die professionelle Geschichtsschreibung dieses Untersuchungsgegenstandes nach wie vor eher sporadisch annimmt. Ingo Eser fand für seine von Hans Lemberg betreute Dissertation zum Schulwesen der deutschen Minderheit in Polen zwischen den beiden Weltkriegen eine Literaturgrundlage vor, die stark von älteren Studien, oft aus der Feder von Zeitzeugen, geprägt war.

Auf breiter archivalischer Grundlage zeichnet Eser nun in Übereinstimmung mit der Forschung der letzten zwei Jahrzehnte ein differenziertes Bild der deutschen Minderheit in Polen, die keine „geschlossene“ Volksgruppe war: Deutsche lebten in Posen, Westpreußen und Oberschlesien, im Teschener Schlesien und in Galizien sowie in Kongresspolen und Wolhynien. Sie trennten nicht nur regionale Zugehörigkeiten, sondern auch politische Haltungen, Sozialstruktur und Konfession. Um zu untersuchen, „unter welchen Bedingungen sich Menschen als Deutsche empfanden bzw. als solche gesehen wurden“ (S. 60), zieht Eser Erkenntnisse der Soziolinguistik, etwa zur Diglossie zwischen Familien- und Hochsprache, heran. Vor allem aber nimmt er historische Begrifflichkeiten in den Blick. Demnach bedeutet „Loyalität“ nicht nur Gesetzestreue, sondern sie beinhaltet auch „kognitive und emotionale Komponenten“, die sich einer staatlichen Kontrolle entziehen. Ähnliche Skepsis gilt Begriffen wie „Integration“, „Assimilation“ oder „Akkulturation“: Es komme vielmehr darauf an, „dass Minderheit wie Mehrheit lernen, miteinander auszukommen und Mechanismen zur gewaltlosen Beilegung von Interessenkonflikten zu entwickeln“ (S. 19).

So angenehm die theoretisch reflektierte und sorgfältig abwägende Einleitung den Leser einnimmt, so sehr irritiert, dass im Hauptteil der Arbeit die analytische Begriffsarbeit oft zum Erliegen kommt: „Loyalität“, „Integration“ oder „Assimilation“ werden essentialistisch und nicht als Forschungsfragen benutzt; mehrfach taucht zudem das Attribut „patriotisch“ auf, das in einer nationalismustheoretisch informierten Arbeit zumindest erläuterungsbedürftig ist. Unschärf bleibt der Begriff „Ethnizität“, der konzeptionell zwischen ethnisch-nationaler Primordialität und Wahrnehmung von Differenz changiert. Zu bezweifeln ist schließlich, dass der polnische Begriff *naród* gleichermaßen als „Volk“ und „Nation“ übersetzt werden kann (S. 29, 125). Dies hieße eine jahrzehntelange politisch-programmatische Debatte innerhalb der polnischen Nationalbewegung zu ignorieren, wonach das in sozialen Kategorien begriffene „Volk“ (*lud*) erst einmal für die Idee der „Nation“ zu gewinnen war.

Die empirische Darstellung des deutschen Minderheitenschulwesens in Polen ist sehr ausführlich, ja fast handbuchartig geraten. Vorgestellt werden die Organisationsstrukturen und Akteure der deutschen Schulvereine und Lehrerverbände sowie die Praxis des Schulbetriebs, angefangen von der räumlichen Ausstattung über den Schulweg bis hin zu Sprachprüfungen. Dabei widmet sich Eser vielen bislang unbeachteten Themen, etwa der Situation polnischer, jüdischer und ukrainischer Lehrkräfte an deutschen Schulen, aber auch dem „volksnationalen Denken“ seit Ende des 19. Jahrhunderts, wie es von deutschen Bildungspolitikern und Pädagogen formuliert wurde. Dabei zeigten sich Vertreter der deutschen Minderheit in Polen konzilianter als ihre Kollegen im Deutschen Reich: Sie gingen von einer „Vereinbarkeit deutscher ‚Volkstums‘-Pflege und staatsbürgerlicher Pflichterfüllung“ gegenüber Polen (S. 592) aus.

Die durchgängige Berücksichtigung von Beziehungsgeschichte und Vergleich gehört zweifellos zu den Stärken der Arbeit. Dies gilt etwa mit Blick auf die schulpolitischen Aktivitäten anderer Minderheitengruppen im Polen der Zwischenkriegszeit, wobei Eser zu dem Schluss kommt, dass „die Selbstwahrnehmung der Deutschen, Schöpfer einer besonderen, ‚überlegenen‘ Kulturleistung zu sein“, einer empirischen Belastungsprobe nicht standhält (S. 284). Herausgefordert wurde diese Selbstwahrnehmung auch durch den „Gegenseitigkeitsgedanken“: Dem-

nach sollte das Schulwesen der deutschen Minderheit in Polen in demselben Maße gefördert werden wie das Schulwesen der polnischen Minderheit im Deutschen Reich. Eine solche politische Formel konnte jedoch nicht alle Ungleichgewichtigkeiten beheben, da dem deutschen Minderheitenschulwesen erhebliche finanzielle Unterstützung aus Berlin zufluss. Seit Mitte der 1930er Jahre entfaltete der „Gegenseitigkeitsgedanke“ eine negative Dynamik, als in beiden Ländern restriktive Maßnahmen miteinander vergolten wurden. Dennoch kommt Eser in einer europäischen Umschau zu dem Schluss, dass Polen bei der Behandlung des Minderheitenschulwesens „eine mittlere Stellung“ eingenommen habe. Eine auf Assimilierung gerichtete Bildungspolitik gehörte zudem „keineswegs zu den Besonderheiten Ostmittel- und Südosteuropas“ (S. 666).

Die polnische Bildungspolitik findet, wenn es nicht direkt um Maßnahmen gegenüber den Minderheiten ging, in Esers Arbeit recht wenig Raum. Die Unterteilung zwischen staatlichem und privatem Schulwesen wird noch behandelt, doch schon Probleme der Bildungsfinanzierung, die Debatte um die Einführung von Bekenntnisschulen oder der Umgang mit oppositionellen Haltungen nach dem Staatsstreik Pilsudskis, die im Lehrerstreik von 1937 kulminierten, werden nicht mehr thematisiert. Hier wird etwas zu sehr die Perspektive der deutschen Minderheit eingenommen, deren schulpolitische Bezugsgröße die Situation im Deutschen Reich war. Dabei zeigt Eser auf, welche Folgen solche Einseitigkeiten hatten: So rezipierten die deutschen Lehrer in Polen zwar die reichsdeutschen Schulreformdebatten, aber kaum die aktuellen Entwicklungen in der polnischen Pädagogik. Diese selbst ge-

wählte „Isolation“ der deutschen Lehrerschaft wirkte sich nach Ansicht Esers „auf die Unterrichtsqualität nachteilig aus“ (S. 527). Und eine Unterredung zwischen Vertretern des Allgemeinen Deutschen Schulausschusses mit den Posener Schulbehörden brachte zutage: Die „deutsche Delegation besaß keinen Sinn für das egalitäre, modernistische und staatsbezogene Nationsempfinden ihrer polnischen Gesprächspartner“ (S. 312).

Diese Charakteristik der polnischen Seite wird in der Zusammenfassung der Arbeit neu aufgegriffen und verstärkt: Demnach trug das polnische *nationalizing* „stark modernistische Züge“ und beinhaltete das „Versprechen von Gleichheit und Partizipation“ (S. 669); Gruppenprivilegien wurden prinzipiell skeptisch betrachtet. Diese Erkenntnis ist sehr wichtig, denn sie liefert einen neuen Blick auf die viel diskutierte Frage der Minderheitenproblematik zwischen den beiden Weltkriegen. An die Stelle sozialpsychologischer Ansätze, die mitunter recht apodiktisch „Minderwertigkeitskomplexe“ oder postkoloniale Traumata der ethnisch polnischen Mehrheitsbevölkerung diagnostizieren, tritt der Verweis auf die Eigenlogik und Eigendynamik von Modernisierungsprogrammen: Für die konflikthafteren Ausprägungen der Bildungspolitik im Polen der Zwischenkriegszeit war „nicht nur ein Nationalismus, sondern auch ein überzogener Modernismus verantwortlich“ (S. 669). Mit dieser anregenden These Esers wird die Geschichte Polens in einen größeren analytischen Kontext gerückt, der von den Ambivalenzen der europäischen Moderne im 20. Jahrhundert handelt.

Stephanie Zloch, Braunschweig

Zukunftsvorstellungen und staatliche Planung im Sozialismus. Die Tschechoslowakei im ostmitteleuropäischen Kontext 1945–1989. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 22. bis 25. November 2007. Hrsg. von Martin Schulze Wessel und Christiane Brenner. München: Oldenbourg, 2010. VI, 344 S., 20 Abb. = Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, 30. ISBN: 978-3-486-59640-3.

Der Sammelband widmet sich mit Zukunftsvorstellungen und staatlicher Planung einem Thema, das für das Selbstverständnis und die Ausgestaltung des real existierenden Sozialismus von zentraler Bedeutung war. Dabei unternehmen die Herausgeber den

ambitionierten Versuch, die Bezüge zwischen der Sowjetunion als Modell und übergeordneter Macht einerseits und dem tschechoslowakischen Staatssozialismus andererseits nachzuzeichnen. Wie Martin Schulze Wessel mit Verweis auf den Forschungsstand schreibt, hat das Unternehmen einen „explorativen Charakter“ (S. 3). Das heißt nicht weniger, als dass hier ein neues Forschungsfeld erschlossen und beschrieben werden soll. Welchen Prämissen folgt nun der Band dabei und anhand welcher Beispiele führt er uns das Thema vor?

Das Unternehmen beruht auf zwei miteinander verschränkten Vorannahmen: Erstens waren Zukunftsvorstellungen und staatliche Planung untrennbar miteinander verbunden; der Plan kann demnach

als Beleg für die Zukunftserwartungen des Regimes gelten. Die zweite Annahme lautet, dass die Impulse für die Zukunftsgestaltung in der Tschechoslowakei überwiegend von der Sowjetunion ausgingen. Dementsprechend wird das sowjetische Modell auf der Makroebene dargestellt, während die Beispiele aus der Tschechoslowakei teilweise sehr spezifischen Themen gewidmet sind. Neben der Einleitung von Schulze Wessel widmen sich drei weitere programmatische Beiträge dem Themenkomplex Zukunftsvorstellungen und Sozialismus. So schreibt Stefan Plaggenborg über „Verstetigte Gegenwart. Das Zeitverständnis im real existierenden Sozialismus“, Gereon Uerz über „Zukunftsvorstellungen als Elemente der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit. Anthropologie – Geschichte – Frühsozialisten“ und Bendrich Loewenstein über „Revolution und Utopie. Überlegungen an zwei historischen Beispielen“. Plaggenborg beschreibt in Anlehnung an Koselleck den Sozialismus als einen Teil der Moderne, eben auch und gerade im Bezug auf seine Vorstellungen von Zeitlichkeit. Zugleich macht er den Bruch der Entstalinisierung sehr deutlich und unterstreicht die Tatsache, dass mit der Erfindung der „entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ die utopische Zielvorstellung des Kommunismus verblasste und sich die sozialistischen Regimes zunehmend an dem messen lassen wollten und mussten, was sie in der Gegenwart vorzuweisen hatten. Uerz beschreibt zunächst das Planen als eine Eigenschaft der menschlichen Spezies, um sodann die Entwicklung von Zukunftsvorstellungen seit der Aufklärung darzustellen und schließlich mit den Ideen der Frühsozialisten und der marxistischen Kritik daran zu enden. Für das Verständnis des real existierenden Sozialismus sind diese Ausführungen von geringem Wert. Loewenstein konzentriert sich auf die utopischen Momente und deren destruktives Potenzial in der frühen Sowjetunion und in der frühen tschechoslowakischen Volksrepublik. Dabei zeichnet er differenziert die Etablierung stalinistischer Herrschaftsmethoden in ihrer tschechoslowakischen Ausprägung nach.

Während diese einführenden Beiträge eher einen allgemein erklärenden Anspruch verfolgen, dienen die weiteren als illustrative Beispiele aus der Forschungspraxis. Diese sind in vier Teilbereiche untergliedert. Im Teil „Der Neue Mensch“ schreiben Martin Franc über die utopischen Vorstellungen von der Formbarkeit eines „neuen Menschen“ beim Biologen Ivan Málek, Matěj Spurný über die Zielvor-

stellungen, die sich in den fünfziger Jahren auf die ethnischen Minderheiten in den tschechischen Grenzgebieten richteten, und Celia Donert über die Planungsziele, welche die Roma betrafen, und hier insbesondere über die Geburtenkontrolle in der sozialistischen Tschechoslowakei. Im Teil „Großprojekte des Sozialismus“ geht es in einem Beitrag von Anna Bischof zunächst um den Uranabbau in Jáchymov; Ulrich Best schreibt über Gaspipelineprojekte des RGW und Ivan Jakubec über Verkehrsinfrastruktur (Bahn- und Straßenbau) nach 1945. Schließlich geht es im dritten Teil um „Mobilisierung durch Planung“ – und zwar schreiben Jaromír Balcar und Jaroslav Kučera über Wirtschaftsplanung, Jiří Knapík über kulturellen Aufbau auf dem Land, Blanka Koffler über den Plan in den Gesellschaftswissenschaften (in der DDR und in der Tschechoslowakei) und Xavier Gelmiche über Zukunftsbilder tschechoslowakischer sozialistischer Aufbauromane. Mit dem Teil „Planung nach der utopischen Hochphase“ schließt der Band. Hier finden wir einen Beitrag von Michal Pullmann über sowjetische und tschechoslowakische Wirtschaftsdebatten der achtziger Jahre, einen von Christina Domnitz über Europapublizistik im späten Staatssozialismus und einen von Helena Srubar über Zukunftsvorstellungen in der Science-Fiction-Serie „Náštevníci“ (Die Besucher).

Wie passen nun die einleitenden Beiträge und die thematisch illustrierenden zusammen? All jene Beiträge, die am konkreten Beispiel arbeiten, basieren auf laufenden Forschungsarbeiten und sind daher für sich genommen informativ. Dabei sind einige, wie jener über die Verkehrsinfrastruktur, eher beschreibend und bieten für das übergeordnete Thema wenig mehr Einsicht als die facettenreiche Beschreibung einer (bekannterweise nicht funktionierenden) Planwirtschaft. Andere wie jener über die Wirtschaftsdebatten operieren auf einem höheren Reflexionsniveau und zeigen neue Perspektiven auf. Insgesamt erweist sich die These, dass die Entwicklung in der Sowjetunion für die Tschechoslowakei in fast jeder Hinsicht prägend war, als richtig – solange wir uns auf der Ebene von Propaganda und staatlicher Lenkung bewegen. Dagegen weisen gerade die konkreten Ausführungen darauf hin, dass eine klarere analytische Unterscheidung zwischen Zukunftsvorstellungen und Planung dem Unternehmen gut getan hätte. Dies lässt sich weniger an dem festmachen, was in den Beiträgen behandelt wird, als vielmehr an jenen Phänomenen, die eben nicht im Blickfeld

der Untersuchung stehen. Denn wo sozialistische Zukunftserwartungen und Zielvorgaben in der Planung gedanklich nicht getrennt werden, geraten die utopischen Elemente ebenso in den Hintergrund wie die nicht-konformen Zukunftsvorstellungen. Die Darstellung droht sich in einer Beschreibung der Kuriositäten und Absurditäten des Sozialismus zu erschöpfen, die im Grund wiederholt, was die Sozialismusforschung seinerzeit schon einmal geleistet hat. Dies hängt ursächlich damit zusammen, dass die Fixierung auf den Plan eine Fixierung auf den Staat impliziert. Den Bruch jedoch, der mit der Rede Chruščevs auf dem 20. Parteitag eingeleitet wurde und den Plagenborg so genau ausleuchtet, exemplifizieren die Beiträge zur Tschechoslowakei eben nicht. Es wird weder der Prager Frühling behandelt noch werden politische, soziale und kulturelle Ziel-

vorstellungen der 1970er Jahre dargestellt; jenseits der professionellen Grenzen wird keine Unterscheidung in unterschiedliche Milieus vorgenommen. Mit der Fixierung auf den Plan bleibt das Unterfangen allzu leicht im Technokratischen verhaftet. Der Band erschließt somit ein neues Forschungsfeld und liefert dafür gute Ansätze. Zugleich verweist er aber auch auf einen erheblichen Klärungsbedarf: Welche Zukunftsvorstellung hatten unterschiedliche Bevölkerungsgruppen im Privaten wie im Politischen? Wie verhielten sich diese zur sozialistischen Utopie und zur politischen Stagnation? Und welche Rolle spielte dabei die Planwirtschaft tatsächlich? Welche Alternativen zur staatlichen Lenkung wurden formuliert? Diese Fragen drängen sich bei der Lektüre des vorgestellten Sammelbandes geradezu auf.

Natali Stegmann, Regensburg

CARL BETHKE: Deutsche und ungarische Minderheiten in Kroatien und der Vojvodina 1918–1941. Identitätswürfe und ethnopolitische Mobilisierung. Wiesbaden: Harrassowitz, 2009. 718 S., Tab. = Balkanologische Veröffentlichungen, 47. ISBN: 978-3-447-05924-4.

Der hier angezeigte (schwer)gewichtige Band entstand im Umfeld der Südsosteuropaforschungen bei Holm H. Sundhaussen in Berlin. Er hat eine lange Entstehungsgeschichte, was sich allein schon aus dem überaus akribisch aufgegliederten Inhalt (S. 5–8) erschließt. In der fast 50-seitigen Einleitung (Teil I, S. 17–61) lässt der Verfasser die hauptsächlichsten Thesen, Theorien und Autoren aufmarschieren, die das breite Themenfeld der Minderheitenforschung seit dem Ersten Weltkrieg besetzt hielten – sei es im Rahmen einer deutschen, rumänischen, ungarischen u.a. „Volksgeschichte“, sei es – vom Verfasser aus kritischer Distanz gewertet – im Zusammenhang mit einem Schwerpunktthema zur „Minderheiten“- oder „Volkgruppenforschung“ mit Bezug auf Ost- und Südosteuropa sowie schließlich auch der neuzeitlichen Konstruktion von nationalen/ethnischen Identitätstheorien. Zu kurz scheint hier nur die diesbezügliche Forschung aus einem ungarischen Standpunkt zu kommen. Es wird gleich eingangs besonders hervorgehoben, dass derlei Forschungen immer nur die „Elitepositionen“ berücksichtigten. Dem stellt der Verfasser einen durchaus anderen methodischen Zugang kontrastiv an die Seite bzw. entgegen. Er setzt sich zum Ziel, mittels „diskursiver Konstrukte“, die sich u. a. auch über

Narrationen und kulturelle Symbolik vermittelten, deutsche und ungarische Minderheitengruppen im zwischenkriegszeitlichen Jugoslawien zu untersuchen (S. 22–23).

Die Arbeit gliedert sich in acht Teile. Sehr nützlich sind die mehrseitigen ergebnisorientierten Zusammenfassungen zu jedem Teil; sie helfen dem Leser, den roten Faden nicht zu verlieren.

In Teil I wird das begriffliche Instrumentarium erläutert, z. B. Identität u.a. als „Konstruktion zwischen Option und Zuschreibung“ (S. 21), ethnische Mobilisierung (nach Milton J. Freeman), Volksgeschichte, *mental mapping* etc. Modernste Begriffe aus der angloamerikanischen Soziologie und Politikwissenschaft werden auch weithin in Originalsprache und Mischform eingesetzt, z. B. „external homeland“ „(Brubaker)-Struktur“, „external-homeland-nation-building“ (S. 625), was den Text nicht unbedingt lesbarer macht. Die Zwischenüberschrift „Was ist eine Nation?“ erstaunt denn doch etwas. Forschungsstand, Quellenlage und Methoden werden ausführlich dargelegt. Abschließend beschreibt Bethke seinen Analysezugriff in den acht Teilen als „Vorgehen“ (S. 59–61).

Es würde den für eine Rezension gegebenen Raum weit überschreiten, wollte man hier alle acht Teile exemplifizieren. Teil II (S. 62–134) sei kurz als Beispielfall betrachtet. Hier werden, etwas tautologisch formuliert, „historische Voraussetzungen“ in den „Geschichtslandschaften“ Vojvodina und Ost-Kroatien vorgestellt – ausgehend vom Raum, dessen politischer Topographie mit dem diesen Raum durchtrennenden Donaulauf sowie der Überwin-

derung der Trennung durch Verkehr und Kommunikation. Lebenswelten um 1910, Migration und soziale wie auch konfessionelle Schichtung, Kultur und Bildung folgen. Dem Mangel an Urbanität („Bauernstädte“, S. 88–89) wird die Provinzmetropole Osijek gegenübergestellt. Die Frage „Was ist eine Nation?“ wird anhand von vier Meganarrativen bzw. „großen Erzählungen“ analysiert, welche die „Konstruktionen nationaler und ethnischer Identität“ (S. 98 ff) verdeutlichen. Auf den ersten Blick lässt sich hier kein besonderer Unterschied zu den herkömmlichen Stichpunkten und Fragestellungen älterer Arbeiten zum Thema erkennen. In Teil VIII zieht der Autor „Bilanz: Ethnische Mobilisierung von Schwaben und Ungarn in Jugoslawien – diachrone Vergleiche und Thesen“ (S. 625–645).

Angesichts dieses immensen Arbeitsaufwands und dem stetigen Bemühen des Verfassers, kohärent zu bleiben, ist der lesende Rezensent dennoch etwas ratlos bei der Beurteilung der Relevanz des Gebrauchs von Begriffen und Fragestellungen. Die Analyseergebnisse lassen fragen, inwieweit sich dieser Aufwand gelohnt hat? Gewiss weiß man jetzt sehr viel mehr über beide Minderheitengruppen, aber könnte der interessante methodische Ansatz Bethkes künftig nicht auf ein knapperes Analyseinstrumentarium heruntergebrochen werden?

Abschließend einige Wermutstropfen und ein

MARIE-JANINE CALIC: Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert. München: Beck, 2010. 415 S., 10 Tab., 6 Ktn. = Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert. ISBN: 978-3-406-60645-8.

„Warum ist Jugoslawien zerfallen?“ Mit dieser Frage eröffnet Marie-Janine Calic ihre Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert. Dieser Frage muss sich jede Gesamtdarstellung des südslawischen Staates stellen, und doch bestimmt sie nicht die Perspektive dieses Bandes. Angelehnt an Ulrich Herberts Konzeption der Hochmoderne geht es ihr vielmehr darum, die spezifisch jugoslawische Variante gesamteuropäischer Modernitätserfahrungen zu entschlüsseln. Dieser Zugang erweist sich als ausgesprochen fruchtbar. Denn er vermeidet es, die Geschichte Jugoslawiens als unausweichliches Scheitern eines von Anfang an verfehlten Staatswesens zu erzählen und verknüpft drei zentrale Thesen, die das Gerüst der Darstellung bilden.

Die erste These: Der südslawische Staat war kein Kunstprodukt. Vielmehr zeigt Calic in den ersten

großes Lob. Der häufige, salopp-poppige Gebrauch von Anglizismen, die nichts erläutern oder hinzufügen, erscheint unbegründet, z. B.: „in unserer *case study* ...“; „es gibt in unserem Stück also keine tadellosen *good guys*“ (S. 21); ein „kritischer *approach*“ (S. 22). Wenn diese als Überschrift eingesetzt werden – z.B. „*political opportunities structure*“ (S. 625); „*Leadership* und Mitglieder“ (S. 630) – mag man fragen, ob es nicht der Klarheit gedient hätte, vorhandene deutschsprachige Begriffe dafür zu gebrauchen. – Das geplante „Zentrum gegen Vertreibung“ bedarf des Plurals – also „Vertreibungen“ (S. 18).

Die 17 Tabellen und Grafiken mit demographischen und soziologischen Daten wären sehr willkommen, könnte man sie auch entziffern. Leider aber bleiben sie fast unleserlich, da in zu kleiner Type gedruckt. Bei diesem Bandumfang hätten es mit größerem Schriftgrad einige Seiten mehr sein dürfen.

Das wohl gegliederte 14-seitige Quellenverzeichnis und eine Bibliographie auf rund 50 S. sind imposant; sie dürften es vielen Lesern und Forschern erleichtern, hier reichlich Material für weitere Untersuchungen zu finden. Irritierend dagegen ist das Fehlen von Indizes jeder Art und ebenso das relativ häufige Auftreten von Sonderzeichenfehlern.

Krista Zach, München

Kapiteln, wie sich südslawische Idee und serbisches Expansionsstreben seit dem 19. Jahrhundert wiederholt berührten und Hoffnungen auf wirtschaftliche wie nationale Emanzipation nährten, die mit dem Zerfall der Donaumonarchie in einen geradezu enthusiastischen Neuanfang mündeten.

Die zweite These: Weder in der Zwischenkriegszeit noch unter Tito gelang es dem jugoslawischen Staat, seine zentralen Strukturprobleme zu lösen. Auch wenn die eindrucksvolle wirtschaftliche Entwicklung der fünfziger Jahre das Land zu einer Industriegesellschaft werden ließ, konnte der wirtschaftliche Abstand zum Westen Europas nicht dauerhaft aufgeholt werden. Die enormen regionalen Disparitäten in einem Land, in dem sich mitteleuropäisch-habsburgische und balkanisch-osmanische Entwicklungslinien kreuzten, wurden ebenfalls nicht ausgeglichen. Vielmehr scheint es, als ob das Gefälle zwischen dem slowenischen Nordwesten und dem albanischen Südosten selbst in Phasen wirtschaftlichen Wachstums eher noch größer geworden sei. Dieses Gefälle ließ sich leicht in nationale Riva-

litäten übersetzen. Auch gelang es Jugoslawien nur zeitweilig, sich gegenüber den Großmächten zu behaupten, wenn deren strategische Interessen auf dem Balkan aufeinanderprallten.

Die dritte These: So erfolgreich das kommunistische Jugoslawien unter Tito endlich den Anschluss an die europäische Hochmoderne gefunden zu haben schien, so unerbittlich legte deren Strukturkrise seit den siebziger Jahren die geringe Anpassungsfähigkeit des jugoslawischen Selbstverwaltungssozialismus bloß. Schon einmal, im Zuge der Weltwirtschaftskrise, war das Fortschrittsversprechen des südslawischen Staates ins Wanken geraten. Der zweifelhafte Versuch, den Legitimitätsverlust durch das Eingehen zumindest auf die kroatischen nationalen Bestrebungen aufzufangen, war damals durch den Zweiten Weltkrieg abrupt unterbrochen worden. Gut drei Jahrzehnte später geriet die jugoslawische Idee nunmehr erneut unter den Druck ethnonationaler Bestrebungen, die sich auch durch immer weitere Dezentralisierung nicht mehr einhegen ließen. Mangels demokratischer Legitimation wurde Jugoslawien schließlich nur noch durch die Person Titos zusammengehalten, und es steht zu bezweifeln, ob stärkere Partizipationsmöglichkeiten den Zerfall nicht vielmehr noch beschleunigt hätten. Die Frage nach den Ursachen für den schlussendlichen Zerfall Jugoslawiens trennt Calic folgerichtig von der Frage, weshalb dieser so kriegsrisch erfolgte. Hier verweist sie auf die Reaktualisierung der Erfahrungen ethnischen Bürgerkriegs im Zweiten Weltkrieg und auf die asymmetrische Konstellation der bewaffneten Akteure zu Beginn der neunziger Jahre, die schließlich das staatliche Gewaltmonopol zusammenbrechen ließ.

Calic erzählt die Geschichte Jugoslawiens aus den Modernisierungshoffnungen und Modernisierungskrisen, die seine Einwohner mit dem gemeinsamen Staat der Südslawen verbanden. Nationalen Opfernarrativen tritt sie damit ebenso entschieden entgegen wie dem Klischee einer vermeintlichen balkanischen Gewaltkultur. Indem sie die Geschichte Jugoslawiens und dessen gewaltsames Ende in die europäische industrielle Hochmoderne einbettet, macht sie den südslawischen Staat vielmehr als Produkt ebendieser Hochmoderne verständlich. Diese Deutung hat viel für sich. Calic neigt allerdings da-

zu, das frühe Tito-Jugoslawien der fünfziger und sechziger Jahre zu idealisieren. So ist der Verfasserin auch prompt vorgeworfen worden, sie reproduziere geradezu linientreu eine kommunistische Meistererzählung. Diese Kritik ist jedoch insofern unberechtigt, als Calic ausführlich und differenziert auch die Gewaltverbrechen des kommunistischen Regimes in seinen frühen Jahren schildert.

Wenn überhaupt, dann kann man dem Band vorhalten, dass die Habsburgermonarchie in den einleitenden Kapiteln reichlich schlecht wegkommt und ihr inneres Gefüge teilweise grob verzeichnet wird. Der Hinweis, die Monarchie habe nie ernsthaft erwogen, „politische Partizipation sowie wirtschaftliche und sprachlich-kulturelle Selbstbestimmung zu gewähren“ (S. 43), wirkt befremdlich für einen Staat, der 1867 zumindest für seine cisleithanischen Länder die Gleichberechtigung der Volksstämme zum Staatsgrundgesetz erhoben hatte und 1907 das allgemeine Männerwahlrecht in der vergeblichen Hoffnung einführte, auf diese Weise die ausufernden nationalen Ansprüche einzuhegen. Für Ungarn mag solche Kritik schon eher gelten. Allerdings schrieb das ungarische Nationalitätengesetz das Ungarische nicht als Unterrichtssprache vor, und zudem galt es nicht in Kroatien. Hier irrt die Autorin also gleich doppelt (S. 43).

Nun lässt sich der Aufwertung der Habsburgermonarchie in der jüngeren Forschung entgegenhalten, dass diese um 1900 kaum noch nationale oder wirtschaftliche Emanzipationshoffnungen zu speisen vermochte. In der Integration unterschiedlicher sozialer, ökonomischer und politischer Entwicklungspfade hingegen war sie unter den Bedingungen des späten 19. Jahrhunderts deutlich erfolgreicher und auf lange Sicht wohl auch ziviler als ihr südosteuropäischer Nachfolgestaat. Dies aber wäre eine andere Geschichte, und dass Calic sie nicht erzählt, tut ihrer Darstellung Jugoslawiens keinen Abbruch. Beinahe dreißig Jahre nach Holm Sundhaussens Geschichte Jugoslawiens ist diese erste umfassende Darstellung in deutscher Sprache überfällig, und sie wird ihrerseits für die kommenden Jahrzehnte ein zentrales Referenzwerk der deutschen historischen Südosteuropaforschung sein.

Joachim von Puttkamer, Jena

LOUISE ALTHANNS: *Mc Lenin. Die Konsumrevolution in Russland*. Bielefeld: transcript, 2009. 292 S., 15 Abb., 78 Tab. ISBN: 978-3-8376-1254-7.

„Konsum ist zunächst ein zentrales Thema der Ökonomie“, schreibt Louise Althanns in ihrer Einleitung zu „McLenin. Die Konsumrevolution in Russland“.

Inwieweit dies allerdings nur einen Teilaspekt ihrer Analyse ausmacht, lässt die Wahl des Titels erkennen. Nicht nur Kapitalismus und Sozialismus werden hier semantisch im Zeichen des Konsums vereint und mit der Begrifflichkeit „McLenin“ historisiert, sondern es wird auf einen weiteren entscheidenden Aspekt der Transformation Sowjetrusslands verwiesen: die Verflechtung von Wirtschaft, Politik und globalem Geschehen. Die eigentliche Frage, die sich das Buch stellt, ist, wie sich die Sphäre des Konsums in Russland in der Übergangsphase von einer Plan- zu einer Marktwirtschaft verändert hat.

Einleitend etabliert Althanns Konsumrevolution und Konsumkultur als zentrale Begrifflichkeiten. Unter Konsumkultur versteht sie „all jene symbolischen, wirtschaftlichen, ideologischen, kulturellen und gesellschaftlichen Phänomene, die das Konsumieren in einem bestimmten Kontext ausmachen und bedingen“ (S. 13). Eine Konsumrevolution kennzeichnen „Veränderungen des Konsums als wesentliche[r] Ausdruck des historischen Wandels [...], welcher in der traditionellen Historiographie vorrangig an politischen, rechtlich-institutionellen und ökonomischen Faktoren festgemacht wird“ (S. 15). Entsprechend lassen sich, so Althanns, konsumrevolutionäre Brüche und Transformationen im Europa der Renaissance, im Frankreich des 19. Jahrhunderts wie auch in Sowjetrussland nach der Oktoberrevolution erkennen (S. 17). Demnach hat Russland im 20. Jahrhundert bereits zwei Konsumrevolutionen erfahren.

Den Beginn der zweiten Revolution – der Hauptgegenstand der Analyse – macht Althanns am Tod Stalins im Jahre 1953 fest, der generell eine Öffnung bedeutete und eine relative Prosperität der sozialistischen Konsumkultur mit sich brachte. Hierin unterscheidet sich ihr Ansatz von älteren Perspektiven, denn sie kennzeichnet den Spätstalinismus tatsächlich nicht nur als eigenständige, sondern auch grundlegende Periode. Anhand von journalistischen Publikationen, Experteninterviews, Statistiken sowie Karikaturen nähert sie sich dem Phänomen des post-sowjetischen Konsums aus zwei Perspektiven, nämlich aus einer objektivierten und aus einer subjektivierten. Einerseits soll ein Überblick über „reale“, empirisch nachweisbare Veränderungen von Konsumverhalten und -bedingungen gegeben werden und andererseits stehen Interpretationen, Bewertungen und Deutungen des Konsums im Vordergrund der Betrachtung (S. 26). Dabei versteht die Autorin Konsum als ein „zentrales Moment der Produktion

von sozialen Strukturen und Konstruktionen von kultureller und sozialer Identität“ (S. 12) und identifiziert Konsum somit nicht nur als aufschlussreiches Paradigma moderner Gesellschaften, sondern mehr noch von Transformationsgesellschaften.

Althanns hat ihre Studie in drei Teile gegliedert, die sie kurz und knapp Konsumrealitäten, Konsumdiskurse und Konsuminnovationen benennt. Der erste Teil der Konsumrealitäten ist den Rahmenbedingungen des Konsumierens gewidmet. Hier legt sie eine diachrone Analyse der ökonomischen Dimensionen des Konsums als Ergebnis politischer Rekonfiguration und wirtschaftlicher Realitäten anhand der Ausprägungen des Konsums unter Gorbatschow (1985–1988), der Konsumkrise zwischen 1989 und 1991 und der Ausprägungen des Konsums der ersten Jahre im marktwirtschaftlichen Russland (1992–2000) vor. Im zweiten Teil zu Konsumdiskursen werden unterschiedliche Deutungen des Konsums in der Öffentlichkeit näher untersucht. Aufgrund der Quellenbasis für die Untersuchung der Konsumdiskurse identifiziert Althanns vier entscheidende und aufschlussreiche Themen: Diskurse, die sich 1. mit der ausgehenden Planwirtschaft befassen, 2. mit der eingeleiteten Marktwirtschaft, 3. mit in Beziehung zu Konsum gesetzten sowjetischen Symbolen und schließlich 4. mit moralischen Haltungen gegenüber Konsum in Form von normativen Konsumdiskursen. Im dritten Teil werden die wesentlichen Neuerungen der Transformationsphase von einer Plan- zu einer Marktwirtschaft informativ präsentiert und analysiert. Anhand der Veränderungen der Vermarktung von Produkten veranschaulicht Althanns die Wechselbeziehung zwischen Ost und West bzw. zwischen „ausländischen Einflüssen und nationalen Befindlichkeiten“ (S. 34).

Althanns Analyse ausländischer Einflüsse beschränkt sich allerdings auf die Vermarktung westlicher Produkte. Obwohl Althanns stellenweise auf die universelle und globale Dimension von Konsum hinweist, bleibt diese im Titel des Buches angedeutete fundamentale Verflechtung in der Gesamtanalyse dennoch außen vor, obwohl sich diesem Faktor weder das postsowjetische Russland der zweiten noch das (prä-)sowjetische Russland der ersten Konsumrevolution entziehen kann. Dementsprechend unabdingbar ist diese Dimension für eine umfassende Analyse von Konsum. Diese Kritik soll jedoch die Stärken der Studie nicht überschatten. Louise Althanns setzt sich in ihrer Studie von anderen Arbeiten ab, indem sie eine umfangreiche sozial-

und kulturwissenschaftliche Analyse bietet, mit der sie zugleich den simultanen und multidimensionalen Bedeutungsinhalt und -zusammenhang von Konsum

für die postsowjetische Situation in Russland maßgeblich erweitert.

Sandra Evans, Tübingen

Außerdem wurden in *recensio.net* Besprechungen in rein elektronischer Form als „jgo.e-reviews“ 2013,1 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

FELIX ACKERMANN: Palimpsest Grodno. Nationalisierung, Nivellierung und Sowjetisierung einer mitteleuropäischen Stadt (1919–1991). (Jörg Hackmann)

JURIJ V. ANCHIMJUK / ANDREJ P. PAVLOV: Osadnyj spisok 1618 goda. / Sostaviteli toma: Jurij V. Anchimjuk, Andrej P. Pavlov. (André Berelowitch)

OLGA A. ANDRIEWSKY / ZENON E. KOHUT / SERHII PLOKHY: Tentorium Honorum. Essays presented to Frank E. Sysyn on his sixtieth birthday / Ed. by Olga A. Andriewsky, Zenon E. Kohut, Serhii Plokhly and Larry Wolff. (Rudolf Augustinus Mark)

V. F. BALAKIREV: Spasenaja žizn'. Žizn' i vyživanie v Minskom getto / Sost.: V. F. Balakirev i dr. (Eva Mäder)

OLEG V. CHLEVNJUK: Chozjain. Stalin i utverždenie stalinskoj diktatury. (Dietmar Neutatz)

GYÖRGY DALOS: Lebt wohl, Genossen! Der Untergang des sowjetischen Imperiums / Hrsg. von Christian Beetz und Olivier Mille. (Wolfgang Mueller)

TRACY DENNISON: The Institutional Framework of Russian Serfdom. (David Feast)

IGOR' G. ERMOLOV: Tri goda bez Stalina. Okkupacija: sovetskie graždane meždu nacistami i bol'ževikami. 1941–1944. (Bernhard Chiari)

ANNE E. GORSUCH: All This is Your World. Soviet Tourism at Home and Abroad after Stalin. (Simon Huxtable)

PETER HOFFMANN: Michail Vasil'evič Lomonosov (1711–1765). Ein Enzyklopädist im Zeitalter der Aufklärung. (Martina Winkler)

VALENTIN L. JANIN: Očerki istorii srednevekovogo Novgoroda. (Olga Sevastjanova)

ENE KÕRESAAR: Soldiers of Memory. World War II and Its Aftermath in Estonian Post-Soviet Life Stories / Edited by Ene Kõresaar. (Karsten Brüggemann)

GEORGE LAWSON / CHRIS ARMBRUSTER / MICHAEL COX: The Global 1989. Continuity and Change in

World Politics / Ed. by George Lawson, Chris Armbruster and Michael Cox. (Wolfgang Mueller)

HANNS CHRISTIAN LÖHR: Die Gründung Albaniens. Wilhelm zu Wied und die Balkan-Diplomatie der Großmächte 1912–1914. (Eva Anne Frantz)

STEPHEN LOVELL: The Shadow of War. Russia and the USSR, 1941 to the present. (Kerstin Bischl)

KIMITAKA MATSUZATO: Comparative Imperiology / Edited by Kimitaka Matsuzato. (Zaur Gasimov)

S. G. NELIPOVIČ: Sojuz dvuglavych orlov. Russko-avstrijskij voennyj al'jans vtoroj četverti XVIII v. (Christian Steppan)

GYÖRGY PÉTERI: Imagining the West in Eastern Europe and the Soviet Union / Ed. by György Péteri. (Alfons Brüning)

JA. PLAMPER / Š. ŠACHADAT / M. ÉLI: Rossijskaja imperija čuvstv. Podchody k kul'turnoj istorii emocij / Pod red. Ja. Plampera / Š. Šachadat / M. Éli. (Christian Noack)

CAROLA SACHSE: „Mitteleuropa“ und „Südosteuropa“ als Planungsraum. Wirtschafts- und kulturpolitische Expertisen im Zeitalter der Weltkriege / Hrsg. von Carola Sachse. (Wim P. van Meurs)

MICHAİL V. ŠKAROVSKIJ: Russkaja Pravoslavnaja Cerkov' v XX veke. (Georg Wurzer)

MARK B. SMITH: Property of Communists. The Urban Housing Program from Stalin to Khrushchev. (Olaf Mertelsmann)

SARAH B. SNYDER: Human Rights Activism and the End of the Cold War. A Transnational History of the Helsinki Network. (Ernst Wawra)

VERA TOLZ: Russia's Own Orient. The Politics of Identity and Oriental Studies in the Late Imperial and Early Soviet Periods. (Oliver Reisner)

ROBERT TRABA: Przeszłość w teraźniejszości. Polskie spory o historię na początku XXI wieku. (Ruth Leiserowitz)

PRZEMYSŁAW WISZEWSKI: Domus Bolezłai. Values and social identity in dynastic traditions of medieval Poland (c. 966–1138). (Maike Sach)

SERGEI I. ZHUK: Rock and Roll in the Rocket City. The West, Identity and Ideology in Soviet Dnepropetrovsk, 1960–1985. (Carmen Scheide)